

Lehre und Wehre.

Jahrgang 49.

Januar 1903.

No. 1.

V o r w o r t.

Die Weihnachtszeit liegt wieder hinter uns, in welcher die Wunder des Christenthums uns zahlreich und nachdrücklich vor Augen traten. Zwei große Wunder sind es vornehmlich, die hier aus vielen besonders hervorragen: die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die jungfräuliche Geburt in Bethlehem. Es sind dies neben der Auferstehung und Himmelfahrt Christi und der Ausgießung des Heiligen Geistes die Hauptwunder des Christenthums. Und wie Sonne und Mond von zahlreichen Sternen, so sind diese großen Wunder umgeben von einem Kranz von kleineren Wundern. Durch Gottes große Gnade gehören wir Missouriier noch zu den Leuten, welche an diesen Wundern, von welchen die Schrift berichtet, von Herzen festhalten. Wir glauben noch die wunderbare Geschichte von der Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Uns ist das „empfangen von dem Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau und auferstanden von den Todten“ noch nicht schwankend geworden. Wir feiern noch Weihnachten und Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten im alten Vollsinn des Wortes. Wir glauben, daß die großen Wunder, welche den christlichen Festen ihren Inhalt geben und ohne welche sie selber zu leeren Schemen werden und ihre Feier zur puren Heuchelei herabsinkt, wirkliche Thatsachen sind und keine Mythen. In unserer Synode gibt es noch keine Prediger und Lehrer, welche diese Wunder leugnen, bekämpfen, verschweigen oder auch nur zaghaft von denselben reden. Wir freuen uns vielmehr, so oft die christlichen Feste wiederkehren, weil sie uns Gelegenheit bieten, mit lautem Munde von den Großthaten Gottes zur Erlösung des menschlichen Geschlechtes zu zeugen. Ja, wir sind davon überzeugt, daß es ohne die Wunder, deren wir an den christlichen Festen gedenken, überhaupt kein Christenthum gibt, und daß mit diesen Wundern das Christenthum selber von der Erde verschwinden würde. Und die heilige Schrift, welche von diesen Wundern berichtet, ist uns selber ein großes Gotteswunder, nämlich Gottes inspirirtes und darum unfehlbares Wort. Wir glauben daher auch nicht bloß die großen Hauptwunder des Christenthums, sondern alle, absolut alle Wunder, von welchen die Schriften

des Alten und Neuen Testaments erzählen. Und wer in unserer Mitte diese Wunder bezweifeln und an den biblischen Berichten von denselben mäkeln wollte, den würden wir nicht einmal als Glied und Bruder in unsern Gemeinden anerkennen, geschweige denn als Prediger auf unsern Kanzeln und als Lehrer an unsern Schulen und Anstalten dulden.

Das ist, wie gesagt, eine große Gnade Gottes, denn so stehen heute längst nicht mehr alle, die sich Christen und Lutheraner nennen und Glieder in christlichen Gemeinden oder gar Prediger auf ihren Kanzeln und Lehrer an ihren höheren und niederen Schulen sind. Wie eine große Fluthwelle hat sich nämlich die liberale, evolutionistische Theologie und Kritik über die Christenheit ergossen. Liberale Theologen und höhere Kritiker führen das große Wort an deutschen, englischen und americanischen Universitäten. Von hier aus findet diese Theologie ihren Weg auf christliche Kanzeln, in christliche Schulen und selbst in die Missionsgebiete der Kirche. Und zahlreiche kirchliche Organe sind eifrig an der Arbeit, die Lehren dieser Theologen und Bibelkritiker zu popularisiren und dem Volke mundgerecht zu machen. Wie groß und allgemein die Sympathie ist, welche man dieser neuesten Theologie entgegenbringt, davon zeugt der Anklang und Beifall, welchen ihr Führer in Berlin, Harnack, in allen Ländern und in fast allen Kirchengemeinschaften gefunden hat, und die große Schaar von Knappen und Helfershelfern, die ihm überall erstanden sind. Und wie ein Krebsgeschwür frisst diese Theologie immer noch weiter um sich und auch für die americanisch-lutherische Kirche ist sie bereits mehr als eine bloß drohende Gefahr geworden.

Die Aufgabe aber, welche sich diese evolutionistische Theologie und Kritik gestellt hat, ist kurz die: das Christenthum von seinen Wundern zu säubern. Die oberste These dieser liberalen Theologie und evolutionistischen Kritik lautet nämlich: Wunder und Weissagungen gibt es nicht und kann es nicht geben, und die Wunderberichte in der Bibel sind in das Gebiet der Mythe und Dichtung zu verweisen. Von dem vulgären Rationalismus des 18. Jahrhunderts unterscheidet sich diese liberale und kritische Theologie nur dadurch, daß sie statt des gemeinen Menschenverstandes die Evolutionstheorie, nach der alles natürlich entstanden sein soll, als Maßstab für die Beurtheilung an die Bibel und ihre Berichte legt.¹⁾ Früher — so sprechen diese stolzen

1) Von den Rationalisten des 18. Jahrhunderts wurde z. B. Christi Auferstehung auf Scheintod, sein Wandeln auf dem Meere zu einem Wandeln am Meere reducirt. Das Wunder der Speisung erklärt sich einfach daraus, daß die Leute nach dem Beispiel Christi und der Apostel ihre Vorräthe aus der Tasche nahmen. Ein den Jüngern unbekannter Freund Jesu war es, der bei der Verklärung auf dem Berge, im Nebel des frühen Morgens, den Jüngern die Worte zurief: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören. (Siehe Frank, „Gesch. d. n. Th.“, S. 52.) Und von der neuesten wissenschaftlichen Theologie schreibt die „E. R. Z.“ in ihrer Nummer vom 23. November: „Und wie steht es mit der historischen Kritik? Wird sie denn von einem anderen Bestreben geleitet als dem, das Uebernatürliche, das Unbegreifliche aus der Welt zu schaffen? Der alte Rationalismus versuchte es mit

Geister —, als die Wissenschaften noch in den Windeln lagen und man von den unveränderlichen Gesetzen der Natur wenig oder nichts wußte, habe man noch an Wunder glauben können, dem modernen gebildeten und an den Brüsten der Wissenschaften aufgewachsenen Menschen sei das aber unmöglich. Ihm seien die Lehren der Bibel von der Menschwerdung, der jungfräulichen Geburt, der Versöhnung, der Auferstehung zc. Gedankenmonstra, für die er absolut gar kein Verständniß habe und denen er kein Interesse abgewinnen könne. Man habe jetzt erkannt, daß das Größte wie das Kleinste im Universum unabänderlichen Gesetzen gehorche und daß von einem Durchbruch derselben und einem wunderbaren Eingreifen Gottes in den Lauf der Natur und Geschichte nicht die Rede sein könne. Jetzt blase der Wind nicht mehr, wie er wolle, sondern nach Gesetzen, welche die Meteorologie zu formuliren vermöge. Wenn jetzt der Regen ausbleibe oder ein Sodom und Gomorra in Feuer untergehe, so suche man die Ursache nicht mehr in dem Zorne eines Gottes, sondern in Sonnenflecken, Erdbeben, feuerspeienden Bergen und anderen physischen Vorgängen. Die Wunder, von welchen Genesis 1 berichtet, habe die Astronomie, Geologie und Biologie längst aus der Welt geschafft. Für die Arche Noahs, Jonas Wallfisch und die übrigen Wunder des Alten Testaments sei in der Geschichte kein Raum mehr. Dasselbe gelte von den Wundern des Neuen Testaments. Was sich nicht natürlich erklären lasse, müsse fallen. Das gelte auch nicht bloß von den Wundern, die Christus und die Apostel verrichtet haben, sondern vornehmlich von den Wunderdingen, welche die Evangelien von der Person Christi berichten. An eine Menschwerdung Gottes, eine Empfängniß vom Heiligen Geist, eine Geburt von

der natürlichen Wundererklärung, dann kam Strauß mit der bewußtlos dichtenden Mythe, jetzt erreicht man den Zweck viel einfacher und gründlicher durch die Verächtlichmachung der Zeugen. Ein Naturforscher wie Huxley bemerkt: „Mit Bezug auf die Wunderfrage kann ich nur sagen, daß das Wort „unmöglich“ für meinen Geist auf Naturwissenschaft nicht anwendbar ist. Daß die Möglichkeiten der Natur unendlich seien, ist ein Ausspruch, mit dem ich meine Freunde zu langweilen gewohnt bin.“ Auf diese Frage aber lassen sich die Modernen gar nicht mehr ein, sie setzen einfach dasjenige überall voraus, was zu beweisen war, nämlich die Unmöglichkeit von Wundern und Weissagungen. Warum sind die Geschichtsbücher des Alten Testaments unglaubwürdig? Weil die Religion Israels sich natürlich entwickelt haben muß, wie jede andere Culturerscheinung. Warum sind so viele Propheten und Psalmen als unecht in viel spätere Zeiten zu verlegen? Weil ihre Weissagungen nur als vaticinia post eventum begreiflich sind. Warum können insbesondere die synoptischen Evangelien nicht vor dem Jahre 70 verfaßt sein? Weil Jesus darin die Zerstörung Jerusalems und die Verwüstung Galiläas weissagt. Warum ist Marcus das Urevangelium? Weil er die Geschichte der unbefleckten Empfängniß und der Himmelfahrt (?) nicht enthält. Warum kann das Johannesevangelium erst aus der Mitte oder dem Ende des zweiten Jahrhunderts herrühren? Weil der Charakter des Johanneischen Christus psychologisch unbegreiflich ist. Warum sind die „Wir“-Partien der Apostelgeschichte sehr glaubwürdig, die andern nicht? Weil sie keine Wunder berichten, wie diese. Kurz, wir finden hier wirklich nur die triviale Weisheit: „Wunder geschehen nicht.“

einer Jungfrau, an die Auferstehung und Himmelfahrt zu glauben, sei dem modernen Culturmenschen schlechterdings unmöglich. Die Thatsache, daß irgend ein Bericht in der Bibel von Wundern erzähle, sei Grund genug und übergenuß, um denselben als Dichtung oder Fälschung zu bezeichnen. Wunder und Weissagungen gebe es nicht und könne es nicht geben, — das sei daher auch der Maßstab, nach welchem über Inhalt und Ursprung jedes einzelnen Buches der Bibel endgültig geurtheilt werden müsse.

Dr. Harnack sagt in seiner Schrift „Das Wesen des Christenthums“: „Als Durchbrechung des Naturzusammenhanges kann es keine Wunder geben.“ (S. 17.) „Gewiß, es geschehen keine Wunder, aber des Wunderbaren und Unerklärlichen gibt es genug.“ (S. 18.) „Daß die Erde in ihrem Laufe je stille gestanden, daß eine Eselin gesprochen hat, ein Seesturm durch ein Wort gestillt worden ist, glauben wir nicht und werden es nie wieder glauben; aber daß Lahme gingen, Blinde sahen und Taube hörten, werden wir nicht kurzerhand als Illusionen abweisen.“ (S. 18.) „Was Ihnen“ (den Zuhörern, vor welchen Harnack seine Vorträge hielt) „hier“ (in den vier Evangelien) „unverständlich ist, das schieben Sie ruhig bei Seite. . . Die Wunderfrage ist etwas relativ Gleichgültiges gegenüber allem andern, was in den Evangelien steht.“ (S. 19.) „Zwei Evangelien enthalten allerdings eine Vorgeschichte (Geburtsgeschichte), aber wir dürfen sie unbeachtet lassen; denn selbst wenn sie Glaubwürdigeres enthielte, als sie wirklich enthält, wäre sie für unsere Zwecke so gut wie bedeutungslos.“ (S. 20.) Den Osterglauben könne und solle man haben „auch ohne die Osterbotschaft“ von der leiblichen Auferstehung Christi. (S. 101.) „Wenn diese (Christi) Auferweckung nichts anderes besagte, als daß ein erstorbener Leib von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden sei, so würden wir alsbald mit dieser Ueberlieferung fertig sein.“ (S. 101.) „Ob der Apostel (Paulus) die Botschaft vom leeren Grabe gekannt hat? Angesehene Theologen bezweifeln es, mir ist es wahrscheinlich; aber eine völlige Sicherheit läßt sich nicht gewinnen.“ Dr. Solan schreibt: „Nie wird ein Gelehrter, welcher mit den in der Welt herrschenden Ordnungen und Gesetzen vertraut ist, an eine leibliche Auferstehung Verstorbener, an eine Himmelfahrt Christi, an Heilungen par distance und all die thörichten Vorstellungen glauben, welche die apokalyptischen Hoffnungen einer fieberhaft erregten Zeit erzeugt haben. Mit derartigen Dingen mag man Kinder und alte Weiber berücken, nicht ernste Forscher.“

So lautet die vermessene und lästerliche Rede der liberalen Theologen und evolutionistischen Kritiker wider die heilige Schrift mit ihren Wundern. Und in ihrem Eifer, ihre gottlosen Lehren an den Mann zu bringen und insbesondere die zukünftigen Prediger und Lehrer der Kirche mit denselben zu durchtränken und ihnen praktische Anweisung zu geben, wie sie dieselben ohne Rumor dem christlichen Volke einimpfen können, finden diese Wölfe und Satanasapostel meist nur schwachen, matten, halben und muthlosen Widerstand von den sogenannten positiven und gläubigen Professoren und Pre-

digern. In Deutschland, wo jetzt die liberale Theologie und destructive Kritik ihre Orgien feiert, wie sonst nirgends in der Welt, wird von den Positiven zwar viel geklagt über die stolze Herausforderung und Anmaßung der liberalen Theologie. Conferenzen protestiren, Synoden richten Petitionen an den Cultusminister, dem Aergerniß zu wehren und den stolzen Geistern das Handwerk zu legen; man droht auch wohl, ihnen die studirende Jugend nicht mehr anvertrauen zu wollen. Aber es kommt nicht zur That, es bleibt bei Protesten und Bitten. Die gläubigen Prediger und Professoren kämpfen zwar, aber mit halbem Herzen, wie man um eine verlorene Sache kämpft. Ihren Bitten und Beschlüssen um Abstellung des Aergernisses fügen sie wohl gleich die Erklärung bei, daß es vergebliche Mühe sei und schließlich doch alles beim Alten bleiben werde. Ja, sie suchen sich vielfach vor den wilden Angriffen der Gegner dadurch zu retten, daß sie selber ein Wunder nach dem andern preisgeben und sich überhaupt in ihrer Rede und Lehre von den Wundern den Gegnern möglichst nähern und anschmiegen. Von heiligem Muth und Troß wider die Feinde Christi und seiner Kirche ist bei den Positiven wenig zu verspüren. Und das ist auch kein Wunder, denn sie haben längst die einzig und allzeit siegreiche Klinge des göttlichen Wortes aus den Händen gegeben. Sie haben die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift fahren gelassen und den Grundsatz angenommen, daß die Bibel, insbesondere die Berichte von den Wundern der Bibel erklärt werden müssen nach den Resultaten der Wissenschaften. Sie wagen's und verstehen's nicht mehr, das gewaltige *ῥέπρωται* ihren stolzen Gegnern entgegenzusetzen. Und wenn sie es dennoch thun, so geschieht es doch nicht mehr in dem unerschütterlichen Glauben, dem Gegner ein inspirirtes, unfehlbares und darum vernichtendes Gotteswort an die Stirn geschleudert zu haben. Damit, daß die Positiven die Lehre von der Inspiration preisgegeben, haben sie die Festung verlassen, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, und sich auf einen Boden (Wissenschaft und inductive Forschung) begeben, auf dem sie unterliegen müssen. Ja, diese positiven Theologen brauchen nur consequent zu sein und ihren Principien wirklich Folge zu geben, so befinden sie sich mitten im Lager derer, die sie jetzt noch als Feinde des Christenthums und aller seiner Wunder bekämpfen.

Eine von absolut allen Wundern gesäuberte Religion, — das ist es, was die neueste Theologie anstrebt. Dabei geben ihre Vertreter aber nicht etwa zu, daß sie Heiden geworden und keine Christen mehr sind und auch die christlichen Feste nicht mehr feiern und feiern können. Im Gegentheil, diese liberalen Theologen behaupten mit großem Selbstbewußtsein, die allein wahren Vertreter des Christenthums zu sein. Von ihnen werde das Christenthum viel wahrer und reiner aufgefaßt, als das von den Aposteln, Luther und den orthodoxen Theologen geschehen sei. Die wundergläubigen positiven Theologen blieben an der Schale des Christenthums haften, während sie, die Liberalen, sich an das eigentliche Wesen desselben machten und den unver-

hüllten Kern des Christenthums zu ergründen suchten. „Das Wesen des Christenthums“, — so laute ja die Ueberschrift des Harnackschen Buches! Nicht das Christenthum selber hätten sie abgeschafft, sondern ihm nur seinen alten, bunten, aus allerlei heidnischen Märchen und Mythen zusammengeflickten Rock ausgezogen. Nur den Rahmen des Bildes Christi, der aus einer längst veralteten Culturwelt, aus dem märchenreichen Kindesalter der Menschheit, stamme, hätten sie zerbrochen, das Bild selber aber sorgfältig bewahrt und ihm eine der modernen Cultur entsprechende Einfassung gegeben. Gerade das hätten sie sich zur Aufgabe gemacht, die christlichen Wahrheiten von den zeitgeschichtlichen Hüllen und Einkleidungen zu sondern und in terminis moderner Bildung und Wissenschaft darzustellen. Sie seien keine Feinde des Christenthums, sondern Leute, welche nicht bloß rechtes und volles Verständniß für das Wesen des Christenthums, sondern auch für die Bedürfnisse unserer Zeit hätten. Sie seien nicht darauf aus, das Christenthum aus der Welt zu schaffen, sondern ernstlich bemüht, dasselbe dem modernen Culturmenschen möglichst nahe zu bringen und annehmbar zu machen. Zu dem Ende müßten aber die Wunder der Bibel fallen. Und das sei auch kein Verlust, sondern nur Gewinn. Je mehr man sich nämlich los mache von den Wundern der Bibel, desto näher komme man dem süßen und von allen bitteren Schalen unverhüllten Kern desselben. Und gerade darum sei es ihnen zu thun, das Wesen des Christenthums recht herauszustellen, was nur so geschehen könne, daß man von der Märchenhülle abstrahire und alles Fabelhafte streng ausscheide. Ja, die Wunderberichte in der Bibel seien nicht bloß überflüssige Zuthat und Ballast, sondern geradezu Entstellung des Christenthums. Wenn man daher das Christenthum von seinem griechischen Flitter und zeitgeschichtlichen Anstrich reinige und in ein modernes Gewand hülle, so werde es nur gewinnen, in sich selber sowohl wie in der Achtung des Volkes. In seiner nackten und reinen Gestalt leuchte und strahle das Christenthum viel heller, schöner und anziehender als in dem alterthümlichen Wunderkleide. Es zeuge daher von großem Unverstand, wenn die Positiven die säubernde Arbeit der höheren Kritik und das Fallen der Wunder als ein Unglück beklagen. Was habe, um gar nicht von den Wunderberichten im Alten Testament zu reden, z. B. die Stillung des Sturmes auf dem See Genesareth, die Verwandlung des Wassers in Wein zu Cana zc. mit dem Wesen des Christenthums zu schaffen? Und was habe das Christenthum eingebüßt, wenn man diese und ähnliche Wunderberichte aus der Bibel tilge? Kurz, der Unterschied zwischen den Liberalen und Positiven bestehe nicht darin, daß die ersteren das Christenthum verwerfen, die letzteren dagegen dasselbe annehmen, sondern vielmehr darin, daß die Positiven allen Nachdruck auf die vergängliche, unwesentliche, zeitgeschichtliche Einkleidung legen und somit an der bloßen Schale des Christenthums haften bleiben, während es den Liberalen einzig und allein um das wahre Wesen und den innersten Kern des Christenthums zu thun sei.

Aber damit geben sich die liberalen Theologen einer höchst traurigen Illusion hin. Ein wunderloses Christenthum gibt es nicht. Ein Christenthum ohne Wunder ist eine *contradictio in adjecto*. Das Attribut hebt den Hauptbegriff auf. Einem größeren Betrüge kann niemand zum Opfer fallen, als wenn man wähnt, das nackte, purlautere Christenthum in den Händen zu behalten, nachdem man alle Wunder von demselben abgeschält habe. Harnack scheint das selber gefühlt zu haben, als er in seinem „Wesen des Christenthums“ schrieb: „Es soll uns nicht so gehen wie jenem Kinde, welches, nach dem Kerne suchend, einen Wurzelstock so lange entblätterte, bis es nichts mehr in der Hand hatte und einsehen mußte, daß eben diese Blätter der Kern selbst waren.“ (S. 9.) Just das, was Harnack vorgeblich vermeiden wollte, ist ihm thatsächlich passiert. Als er fertig war mit dem Entblättern und nicht bloß die vorlaufenden, begleitenden und folgenden Wunder des Christenthums, sondern auch das „empfangen von dem Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau, auferstanden von den Todten“ eliminiert hatte, befand sich in seinen Händen ein gar kümmerlicher Rest, ein Gemisch von Lüge und natürlicher Wahrheit, von Christenthum aber keine Spur. Der „Independent“, welcher ganz in Harnacks Schuhen geht, wirft in seiner Nummer vom 4. December die Frage auf: „Now what is left if the faith in miracle goes?“ Seine Antwort lautet: „If the miracles of our Lord should be discredited as history, the teachings of His Gospel must remain. The peculiar glory of Christianity is in the regeneration which it brings to the soul. It teaches no Buddhist self-effacement, no mere Jewish honesty of righteousness, but that central reforming of the soul which puts it under the rule of love. It is not enough to do no wrong to one's neighbor; one must positively love his neighbor and even his enemy. Whether Christ was born of a virgin or not, whether His flesh and blood and bones rose from the sepulcher or not, whether four (?) hundred believers saw Him ascend into heaven or not—and we shall not hasten to give up our belief—we yet know that the Christian religion rests on the Sermon on the Mount, on the Eleventh Commandment, on the regeneration of the soul taught to Nicodemus, on Paul's psalm of charity. So, if the miracles should one of these days have to go, we should still hold fast to all the duty, the obligation, the service, the character, the new heart, the holy life of love, and should still believe that we had retained all that was vital in Christianity, all that the miracle was used to support.“ Ein wenig Moral + der Lüge, daß Gott auch außer Christo dem Sünder gnädig sei, — das ist es, was den Liberalen übrig geblieben ist. Etwas Moral aber + der Lüge, daß Gott auch ohne Christum dem Sünder gnädig sei, just das ist Heidenthum.

Wie viel und stolz daher auch immer die wunderleugnenden Theologen

und höheren Kritiker vom Christenthum und dem Wesen desselben reden mögen, — in Wirklichkeit sind sie Heiden im Vollsinne des Wortes, und ihre Weihnachts- und Osterfeier ist eitel Heuchelei und Travestie des Christenthums. Den kritischen und speculativen Theologen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber erhebt David Strauß die Frage: „Sind wir noch Christen?“ Diese Frage ist identisch mit der Frage, welche jetzt von den Liberalen gestellt wird: „Haben wir noch das Wesen des Christenthums?“ Von Harnack unterscheidet sich aber Strauß vortheilhaft durch seine Selbsterkenntniß, seine bessere Kenntniß des Christenthums und seine Ehrlichkeit, denn Strauß beantwortet die obige Frage mit einem entschiedenen „Nein“ und würde, wenn er noch lebte, heute die von den Liberalen gestellte Frage ebenso beantworten.¹⁾ Ja, wollten die wunderscheuen modernen Theologen die Wahrheit sagen, so müßten sie offen bekennen: „Wir sind Heiden; wir sind keine Christen mehr; wir leugnen nicht bloß Nebenstücke im Christenthum, sondern gerade auch das innerste Wesen desselben; wir haben das Christenthum nicht bloß entkleidet, sondern entleibt; wir sind vollblütige Heiden.“ Das wäre wahr und ehrlich geredet. Das Christenthum ist eben nicht etwa bloß eine von vielen Wundern begleitete und umgebene Religion, sondern es ist selber, und zwar wesentlich, ein Wunder, das größte aller Wunder. Von allen in der Schrift berichteten übernatür-

1) Daß die liberalen Theologen sich mit Unrecht Christen nennen, davon schreibt der monistische Philosoph Eduard von Hartmann in der Zeitschrift „Deutschland, Monatschrift für die gesammte Cultur“, also: „Was Christenthum sei, darüber besteht bekanntlich durchaus keine Einigkeit. Das Wort bezeichnet einen ganz verschiedenen Inhalt im Urchristenthum des ersten Jahrhunderts, in der griechischen Kirche des sechsten, in der römischen des elften, in der evangelischen des sechzehnten Jahrhunderts, und im zwanzigsten Jahrhundert ist der Streit über das Wesen des Christenthums von neuem entbrannt. Ich suche das entscheidende Merkmal der christlichen Religion im Unterschied von allen anderen in demjenigen, was die vier angeführten halbttausendjährigen Entwicklungsstufen als Centraldogma mit einander gemein haben, das heißt, in der einzigartigen Gottmenschheit des Erlösers Jesus Christus. An diesem Merkmal bemessen fällt der Ultrarationalismus im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, der liberale und speculative Protestantismus in seiner Mitte und der Linksrationalismus seines Ausganges nicht mehr unter den Begriff des Christenthums, wenngleich sie alle, weil sie mit dem Worte einen anderen Begriff verbinden, gut gläubig behaupten, darunter zu fallen. Ebenso sind für mich die meisten neueren Philosophen nicht mehr Vertreter der christlichen Religion, auch wenn sie selbst den Anspruch erheben, das wahre Christenthum auf seinen reinsten Ausdruck gebracht zu haben. Die Abweichungen dieser Philosophen von der Lehre der christlichen Kirche sind zum Theil viel größer als die meinigen; aber die öffentliche Meinung verzeiht sie ihnen, weil sie am Namen des Christenthums festhalten. Mir verzeiht sie meine vergleichsweise geringeren Abweichungen nicht, weil ich mir bewußt bin, meinen Standpunkt nicht mehr unter den geschichtlichen Begriff des Christenthums befassen zu können, weil ich zu ehrlich bin, um den Begriffen Gewalt anzuthun, und zu offen, um mein Schiff unter falscher Flagge segeln zu lassen.“

lichen Thatfachen ist das Christenthum selber das große Centralwunder, um welches alle anderen Wunder wie Trabanten kreisen. Alle Wunder der Bibel, ja, alle wahren Wunder in der Welt gravitiren zur Person Christi hin und schaaren sich um seine Geburt, sein Leben, Sterben, Auferstehen und seine Himmelfahrt: lauter Stücke, die zum eigentlichen Wesen des Christenthums gehören. Ja, seit der Schöpfung der Welt gibt es im Grunde nur Ein novum unter der Sonne, Ein großes Wunder, das sich nicht aus der Natur und den Kräften des Universums ableiten läßt, sondern Folge eines besonderen göttlichen Rathschlusses und übernatürlichen Eingreifens in den Lauf der Welt ist: Christus und das Christenthum und alles, was mit demselben zusammenhängt. Das Christenthum ist nicht von unten, aus der Welt, durch Evolution entstanden, sondern als etwas der Welt völlig Fremdes von oben, von Gott, unmittelbar in die Welt hineingesenkt. Mit dem Christenthum sind ganz neue Kräfte und Potenzen, geistliche Kräfte, von außen in die Welt eingedrungen, nicht von innen aus der Welt herausgeboren.

Dabei geben wir gerne zu, daß längst nicht alle Einzelwunder, von welchen im Alten und Neuen Testament berichtet wird, dem Christenthum wesentlich sind. Von den biblischen Wundern könnten viele fehlen, ohne daß das Christenthum dadurch seine Integrität einbüßen würde. Und wenn ein Christ mit vielen Wundern des Alten und Neuen Testaments nicht bekannt ist, so braucht doch sein Christenthum deshalb nicht wesentlich mangelhaft zu sein. Schließt doch Johannes sein Evangelium mit den Worten: „Es sind auch viel andere Dinge, die Jesus gethan hat, welche, so sie sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären.“ So könnten noch viele von den Wundern, welche uns berichtet worden sind, fehlen und das Christenthum bliebe doch intact. Es gehören eben längst nicht alle Wunder zum Wesen des Christenthums, obwohl sie alle in Beziehung zum Christenthum stehen. Viele Wunder sind gleichsam nur Vorläufer und Begleiter der großen Hauptwunder, die dem Christenthum wesentlich sind. Wer aus dieser Thatfache, wie die liberalen Theologen das zu thun pflegen, den Schluß zieht, daß überhaupt alle Wunder dem Christenthum unwesentlich sind und ohne Nachtheil für dasselbe geleugnet werden könnten, der ist nicht bloß ein schlechter Theologe, sondern auch ein armseliger Logiker: er fällt in den vulgären Trugschluß *a particulari ad universale*. Kann man sich gleich viele von den in der Schrift berichteten Wundern als dem Christenthum unwesentlich wegdenken, so bleibt doch immer ein Rest von Wundern übrig, ohne welche es kein Christenthum gibt. Unter den Weihnachts- und Osterwundern könnte gar manches fehlen, ohne daß uns das Weihnachts- und Osterfest selber verloren ginge. Wer aber die Menschwerdung und jungfräuliche Geburt und Auferstehung Christi leugnet, der kann diese Feste nicht mehr feiern, er hat das Wesen derselben und damit zugleich auch das Wesen des Christenthums preisgegeben.

Das Christenthum ist wesentlich eine Wunderreligion. Der innerste Kern des Christenthums besteht in großen Wunderthaten Gottes. Und wer weiß, was Christenthum ist, und das Wesen desselben in den Worten Pauli: „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber“ beschrieben findet, dem ist das etwas ganz Selbstverständliches. Im zweiten Artikel des Apostolicums werden die Wunderthaten Gottes, welche Mark und Bein des Christenthums bilden, aufgezählt. Ohne diese Großthaten gibt es kein Christenthum, und verglichen mit denselben erlassen alle anderen Wunder, auch die der Schöpfung. Harnack sagt: Christus selber gehört nicht in das Evangelium. Christus aber spricht: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.“ Christus ist Alpha und Omega des Christenthums. Und Christus ist ein Wunder in seiner Person und in seinem Werke; er heißt Wunderbar. Er ist das von Gott in die Welt gesenkte Neue. Er ist nicht, wie die liberale Theologie behauptet, ein Kind seiner Zeit, eine natürliche Blüthe des Volkes Israel. Wenngleich alle Kräfte des Universums sich auf einen einzigen Punkt concentrirten, so vermöchten sie doch Christum oder seinesgleichen nicht hervorzubringen. Christus ist nicht von unten, von der Welt, sondern von oben, vom Vater. Er ist nicht die Spitze der natürlichen Entwicklung der Menschheit, sondern der von Gott gegebene, vom Himmel-gekommene Heiland der in Sünde verdorbenen Menschheit. Christus ist nicht das, was ihn seine Zeit gemacht hat, er ist kein Product von unten, sondern eine Gabe Gottes von oben an die Welt. Christus ist ein Wunder im eigentlichen und größten Sinne des Wortes, und ohne Christum gibt es kein Christenthum.

Zu den Wundern des Christenthums gehören auch alle Gläubigen, die der Vater dem Sohne als die Frucht seines Leidens gegeben hat. Es geschehen keine Wunder mehr, sprechen die wunderseindlichen Theologen und flugs ziehen sie daraus den Schluß: Es hat nie Wunder gegeben. Aber wie dieser Schluß, der aus einmal allemal macht, auf ein mangelhaftes Denkvermögen hinweist, so zeugt die Behauptung, auf welche er sich stützt, von einem mangelhaften Beobachtungsvermögen, ja, von völliger geistlicher Blindheit. Auch heute geschehen noch Wunder, große Wunder, Wunder im eigentlichen und vollen Sinn des Wortes. Man hat mit Recht gesagt: Nächst dem Christkind ist das Christentum das größte Wunder in der Welt. Jeder Christ ist ein Wunder Gottes, und die Kirche ist ein Aggregat von zahllosen Wundern, die größer und herrlicher sind als die Wunder, welche in Egypten geschehen sind, ja, viel größer als die Wunder, welche Christus und die Apostel an den leiblich Kranken und Todten verrichtet haben. Wird ein Mensch durch Wasser und Geist wiedergeboren, wird ein Mensch aus einem geistlich Todten ein lebendiges Kind Gottes, so ist ein novum entstanden, eine neue Creatur, ein Werk der allmächtigen Gnade Gottes. Wiedergeboren wird ein Mensch auch nicht von unten, durch Evolution der natürlichen Kräfte, sondern von oben, durch göttlichen Eingriff in die verderbte Natur, durch eine

Neuschöpfung Gottes. Die Wiedergeburt und Befehrung ist kein natürlich-psychologischer Proceß, kein Product von den in der Welt vorhandenen physischen und geistigen Kräften, sondern ein übernatürliches und darum wahrhaft wunderbares Gnadenwerk des Heiligen Geistes. Wenn gleich alle natürlichen Kräfte in der ganzen Welt auf Einen Punkt zusammenwirkten, so wären sie doch nicht im Stande, ein einziges Christenkind zu erzeugen. Die Kinder Gottes in der Welt, welche an Jesu Namen glauben, sind nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren. Der Christ ist eine Thatsache in der Welt, die sich durch keine Factoren aus der Welt, seien es physische oder psychologische, erklären läßt. Mit anderen Worten: Der Christ ist ein Wunder, ein Gnadenwerk Gottes, geschaffen in Christo Jesu, durch die Wunderwirkung des Evangeliums, das selber wiederum ein Wunder ist, nämlich keine Weisheit von unten, sondern göttliche Offenbarung von oben. Gäbe es in der Welt keine übernatürliche Wirkung des Heiligen Geistes im Evangelio, so gäbe es auch keine Kirche und kein Christenthum in der Welt.

Wunder setzt auch das Christenthum voraus und Wunder stellt es in Aussicht. Mit der einen Hand weist es zurück auf Wunder in der Vergangenheit und mit der andern vorwärts auf Wunder in der Zukunft. Die Wunder, auf welche das Christenthum zurückweist, gehören zwar nicht zum Wesen, wohl aber zu den nothwendigen Voraussetzungen desselben. Ohne diese Wunder fehlt dem Christenthum die nöthige Unterlage. Streicht man dieselben, wie das von den evolutionistischen Theologen geschieht, so zieht man dem Christenthum den Boden unter den Füßen weg. Zu diesen Wundern gehört vornehmlich die Schöpfung der Welt und des Menschen, wie sie uns Genesis 1 beschrieben wird. Hat sich die Welt, wie die moderne Wissenschaft behauptet und nach welcher die Bibel ausgelegt werden soll, aus dem Feuernebel gebildet, ist das vegetabilische und animalische Leben auf der Erde das Ergebniß einer millionenjährigen Entwicklung, und ist der Mensch ganz allmählich vom Moneron, durch den Affen hindurch, zum homo sapiens emporgestiegen, sind Adam und Eva keine geschichtlichen, sondern mythische Personen: dann gibt es auch keinen Sündenfall und keine Erbschuld, dann ist die Sünde im Menschen nur ein Ueberbleibsel aus früheren thierischen Zuständen, dann gibt es überhaupt keinen Fall, sondern nur ein allmähliches Emporsteigen des Menschen, dann gibt es keinen Zorn Gottes, dann ist keine Sühne nöthig, dann ist es nichts mit dem gottmenschlichen Verfühner und Erlöser, und die ganze Idee des Christenthums beruht auf einer Umkehrung der Thatsachen. Ist die Evolution der Schlüssel zum Welträthsel, so ist das Christenthum mit seiner Lehre von der Sünde und dem Sündensühner eitel Lug und Trug. Das Wunder der Schöpfung ist die nothwendige Voraussetzung des Christenthums. Und wie das Christenthum Wunder voraussetzt, so stellt es auch herrliche Wunder in Aussicht. Das Christenthum ist wohl in

der Welt, aber kein Reich von dieser Welt und für diese Welt, wie die Ritschlianer wollen. Das Christenthum weist die Christen über diese Welt hinaus auf einen Zustand der Verklärung und Vollendung durch Gottes große Wunderwirkung. Gott ist mit seinen Wundern noch längst nicht zu Ende gekommen. Wunder sind geschehen in der Vergangenheit, Wunder geschehen noch heute und Wunder werden geschehen in der Zukunft, lauter Wunder im eigentlichsten Sinn des Wortes. Christus wird, wie er verheißen hat, wiederkommen in den Wolken des Himmels, die Todten wird er auferwecken, die Leiber der Gläubigen wunderbar verklären und sie mit den Freuden des Paradieses umgeben. Das sind lauter große Wunder, die sich durch keinerlei physische Vorgänge erklären lassen. Und wer diese Stücke leugnet, der zerstört die Hoffnung der Christen und mit derselben den Glauben und das Christenthum selber.

So ist allerdings das Christenthum eine Wunderreligion. Wunder sind dem Christenthum wesentlich, Wunder setzt es voraus, Wunder stellt es in Aussicht und von zahlreichen Wundern ist es begleitet und umgeben. Wunder sind im Christenthum kein bloßes äußerliches Beiwerk, kein bloßer Schmuck und Zierat aus alter Zeit, keine bloße zeitgeschichtliche Form und vergänglicher Erscheinungsmodus. Die großen Hauptwunder, von welchen die Bibel erzählt, bilden den Kern und das Wesen des Christenthums. Und die zahlreichen untergeordneten Wunder stehen in Beziehung zu den Hauptwundern und wachsen aus denselben hervor, was ihnen den Charakter des Sachgemäßen, Umgebungsgemäßen, Selbstverständlichen und durchaus Glaubwürdigen verleiht. Für sich und einzeln genommen und betrachtet würden diese untergeordneten Wunder unverständlich bleiben. In Verbindung mit den Centralwundern des Christenthums aber gewinnt jedes, auch das scheinbar geringste und irrelevanteste, große Bedeutung. Daß das Weihnachtswunder der Menschwerdung des Sohnes Gottes von allerlei kleineren Wundern umgeben und begleitet ist, entspricht ganz der Sache und ist durchaus nicht auffällig und anstößig. Dasselbe gilt von den zahlreichen wunderbaren Begleiterscheinungen des großen Osterwunders. Brennt irgendwo ein großes Feuer, so finden wir es ganz in der Ordnung, wenn Funken fliegen und nach allen Richtungen hin Licht und Wärmestrahlen ausgesandt werden. Solche Funken der Hauptwunder sind die zahlreichen Nebenwunder, von welchen die Schrift berichtet. Sie bleiben unverständlich, bis sie in Verbindung gebracht werden mit dem Centralwunder des Christenthums. Wer mit den liberalen Theologen die wesentlichen Wunder des Christenthums leugnet, kann sich an den Begleiterscheinungen derselben nur ärgern. Wer sie aber von den Centralwundern aus betrachtet, wird sich nicht stoßen, sich auch nicht bemühen, dieselben nach Inhalt und Umfang zu reduciren. Kommt ein König dahergezogen, so wundern wir uns nicht, wenn wir ein zahlreiches Gefolge erblicken. Trabanten, Begleiter und Diener der königlichen Hauptwunder sind auch die zahlreichen untergeordneten Wunder im Christenthum.

Und als solche sind sie durchaus sach- und umgebungsgemäß. Dazu kommt noch, daß auch diese dem Christenthum nicht wesentlichen Wunder nicht etwa nur äußerlich den großen Centralwundern angehängt sind, wie der Schmuck dem Weihnachtsbaum. Sie sind vielmehr Früchte, hervorgewachsen aus den Hauptwundern des Christenthums selber. Das Leuchten auf den Gefilden Bethlehems war die Herrlichkeit des Kindes in der Krippe. Als der Vorhang im Tempel zerriß, die Erde erbehte und die Sonne ihren Schein verlor, da war das eine Wirkung der erschütternden Thatsache des Todes Christi am Kreuz. Von dem Wunder Christi in Cana heißt es: „Er offenbarte seine Herrlichkeit.“ Ein Strahl des christlichen Centralwunders! Dasselbe gilt von allen Wundern des Alten und Neuen Testaments: es sind Strahlen der Herrlichkeit Christi und des Gottes, der sich in Christo geoffenbart hat. Gäbe es in der Welt kein Christenthum, so würden überhaupt keine Wunder in der Welt vorhanden sein. Hätte Gott nicht den Plan der Erlösung gefaßt, was sollte ihn dann noch veranlassen, irgendwo in den Lauf der Welt einzugreifen? Eine christuslose Welt wäre allerdings eine wunderleere Welt.

Alle wahren Wunder in der Welt fließen aus dem Centralwunder des Christenthums und stehen in enger Verbindung mit demselben. Und diese Thatsache drückt allen in der Schrift berichteten Wundern, auch den scheinbar geringsten, den Stempel des Zweckmäßigen und Glaubwürdigen auf. Es zeugt daher von großem Unverstand, wenn die ungläubigen Theologen die Bibelwunder auf gleiche Stufe stellen mit den lügenhaften Zeichen und Wundern im Heidenthum, Pabstthum und Schwärmerthum. Ganz abgesehen von dem offenbaren Lug und Trug, womit hier alles durchtränkt ist, so fehlt ihnen das Centralwunder, als dessen Begleiterscheinungen man sie verstehen könnte. Was sollte auch das göttliche Centralwunder sein, zu dem die Wunder der Papisten, Spiritisten, Ebdyisten und Glaubensheiler in Beziehung treten könnten? Dem großen Wunder des Christenthums stehen sie feindlich gegenüber. Ein zweites Gotteswunder aber, das dem Wunder des Christenthums widerspricht, gibt es nicht und kann es nicht geben. Wahre und glaubwürdige Wunder gibt es nur in Verbindung mit dem Christenthum. Was sich sonst als eigentliches Wunder gibt, trägt eo ipso den Charakter des Lügenhaften, Zauberhaften und Satanischen an der Stirn. Dies erklärt auch die Thatsache, daß nur Christen, welche alle Wunder vom Centralwunder des Christenthums aus beurtheilen, gefeit sind gegen die verführerischen und lügenhaften Wunder und Zeichen außerhalb des Christenthums, hingegen die Feinde der christlichen Wunder bei den Hellschern, Wahrsagern, Zauberern, in den seances der Spiritisten und in den Satansschulen der Ebdyisten und Dowieiten anzutreffen sind, wie einst der ungläubige Saul bei der Heze zu Endor. Wundersucht und Wunderflucht hat man mit Recht als Characteristicum unserer christusfeindlichen Zeit bezeichnet. Wundersucht und Wunderflucht, — eins ist nicht ohne das andere. Wie der Un-

glaube dem Aberglauben in die Arme führt, so pflegen dieselben Leute, welche die Wunder des Christenthums verlachen und verwerfen, den lügen- und zauberhaften Satanswundern zum Opfer zu fallen. Während somit der Christ auch in den Dingen (spiritistischen und anderen merkwürdigen Erscheinungen), welchen die Welt hilflos und rathlos gegenübersteht, sich ein sicheres, gesundes und wohlbegründetes Urtheil bewahrt, so geht es dem verkehrten Geschlechte unserer Tage wie zur Zeit Christi den Pharisäern und Juden, als sie Wunder vom Himmel verlangten und jedem Betrüger zuhielten, an den großen Wundern aber, die vor Augen lagen, blind vorübergehen.

Frägt man endlich nach dem letzten Grunde der modernen Wunderscheu und Feindschaft wider die Bibel mit ihren Wunderberichten, so weisen wir auf die Selbstgerechtigkeit hin, in welcher die liberalen Theologen und Kritiker und alle, welche ihnen zufallen, ertrunken sind. Der heidnische Wahn: der Mensch könne durch eigene Werke oder — wie die liberale Theologie sich lieber ausdrückt — durch eigenen guten Charakter sich selber die Seligkeit erwerben, führt mit sich eine bittere und unversöhnliche Feindschaft wider den Christus, der um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen wieder auferweckt ist. Die stolzen liberalen Theologen mit ihrem Anhang wollen keine armen Sünder sein und nicht allein durch Christum selig werden. Diese Thatsache allein erklärt in adäquater Weise den Fanatismus und die widersinnigen Hypothesen, mit welchen die liberalen Theologen die Bibel zersetzen und in tausend Stücke zerreißen, um die christlichen Wunder aus der Welt zu schaffen. Selbstgerechtigkeit war der eigentliche Grund, warum die Pharisäer und Juden nichts von Christo wissen wollten. Und dasselbe Heidenthum ist auch *raison d' être* der evolutionistischen Theologie und bibelfeindlichen Kritik. Es gäbe keine liberale Theologie, wenn nicht „Theologen“ vorhanden wären, die in ihrem Herzen Heiden und selbstgerechte Pharisäer sind. Steht das große Wunder des Christenthums, daß Gottes Sohn Mensch geworden ist, um durch Leiden, Sterben und Auferstehen verlorene Sünder selig zu machen, so ist damit auch der Pharisäismus in den Herzen der ungläubigen Theologen gerichtet. Das fühlen sie, und daher richtet sich ihre ganze Wuth gegen alles, was Wunder heißt, im Christenthum. Steht dagegen die Lehre von der Seligkeit des Menschen durch eigenen Charakter, auf natürlichem Wege und aus natürlichen Kräften, so ist kein Raum vorhanden für die Gotteswunder zu unserer Seligkeit, der wir insonderheit an den großen Festen gedenken. Sind aber erst die christlichen Centralwunder gefallen, was sollen und wollen dann noch die Trabanten und Begleiter derselben? Die liberalen Theologen freilich und alle, welche ihnen zulauchen, geben sich auch in der Frage nach dem eigentlichen Ursprung ihrer Theologie einer groben Selbsttäuschung hin. Sie bilden sich nämlich ein und suchen andern weis zu machen, daß ihre aller Wunder bare Theologie das wissenschaftliche Resultat ihrer wissenschaftlichen

Forschung nach wissenschaftlichen Methoden sei. Aber die theologisch wie psychologisch einzig richtige Diagnose steht: Die neueste wissenschaftliche Theologie sammt ihrer Forschung, Forschungsmethode und Resultat entstammt der heidnischen Herzensstellung ihrer Vertreter.

Für uns ergibt sich daraus die Lehre, daß wir in unserm Glauben gerade auch an die Wunder der heiligen Schrift nur dann fest bleiben und dem Andrang des modernen Unglaubens sicheren Widerstand leisten können, wenn wir nicht müde werden, die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott durch Christi Blut und Tod fleißig zu treiben. Solange die Ueberzeugung in uns lebt, daß wir verlorene und verdammte Sünder sind, die nur so gerettet werden konnten, daß Gott selber Mensch wurde und für sie litt und starb, so lange werden wir auch der Fluth des Unglaubens Herr bleiben. Gott hat uns bisher in Gnaden bewahrt vor jeder „wissenschaftlichen“ Theologie, der neueren wie der neuesten. In unserer Mitte hat noch kein höherer Kritiker den Versuch gemacht, sich Gehör zu verschaffen. Darüber hat man sich höchlich gewundert und gefragt: worin das wohl seinen Grund haben möge, da doch Deutschland, die Wiege des Lutherthums, von der höheren Kritik und liberalen Theologie förmlich überschwemmt sei. Hier und da ist dabei auch wohl die Antwort gefallen: Die Missourier sind in der Cultur zurückgeblieben; ihnen fehlt es an bedeutenden Männern, die der Geistesarbeit, welche die Kritik erfordert, gewachsen sind; haben die Missourier sich erst mit den modernen Wissenschaften gründlich vertraut gemacht, so wird sich auch bei ihnen von selbst die moderne Kritik und Skepsis einstellen u. dergleichen. Aber es kostet nur einen Blick in die kümmerliche Denkarbeit der höheren Kritiker, um sich davon zu überzeugen, daß auch der schwächste Missourier die erbärmlichen Kniffe und Piffe dieser Kunst bald los haben würde. Was die kritische Theologie voraussetzt, ist nicht ein besonderes Maß von geistiger Schärfe, sondern von pharisäischer Einbildung. Von der höheren Kritik schließt wohl geistliche, aber nicht geistige Armuth aus. Und was uns Missourier bisher bewahrt hat vor der kritischen Theologie, ist die Thatfache, daß bei uns die Lehre von Sünde und Gnade fleißig getrieben worden ist. Das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu hat uns der Vergebung der Sünden im Blute Christi göttlich gewiß gemacht und zugleich uns auch davon überzeugt, daß wir in der heiligen Schrift mit ihren Wunderberichten das inspirirte und darum unfehlbare Gotteswort vor uns haben, dem wir nicht widersprechen können und gegen welches wir keinen Widerspruch in unserer Mitte dulden. Wohl uns, wenn wir hierbei bleiben. Dann werden wir auch in der Zukunft Weihnachten und Ostern feiern im alten großen Stil und im Vollsinn des Wortes.

J. B.

Der gegenwärtige Kampf auf dem Gebiete der Assyriologie.

Gegen die Behauptung Friedrich Delitzsch' in seiner Schrift „Babel und Bibel“, daß die heilige Schrift in vielen Partien nur eine Uebersetzung von babylonischen Legenden und Mythen sei, haben sich unter anderen auch P. W. Knieschke und Dr. Fritz Hommel gerichtet, der erstere in der Schrift „Bibel und Babel, El und Bel“ (Verlag: W. Faber & Co., Berlin. Preis: 1 Mark) und Dr. Hommel in: „Die altorientalischen Denkmäler und das alte Testament“ (Verlag: Die deutsche Orient-Mission, Berlin. Preis: 1 Mark). Wir lassen aus diesen Schriften etliche Stellen folgen über Ursprung, Beschaffenheit und Bedeutung der in Babel, Ninive, Nippur, El Amarna und an andern Orten gemachten Ausgrabungen, sowie auch etliche Aussprüche, den gegenwärtigen Kampf auf diesem Gebiete betreffend.

Zur Orientirung bemerkt P. Knieschke zunächst: „Die Ausgrabungen versetzen uns in die Gegenden des Euphrat und Tigris, wo einst die großen Städte Babel und Ninive gelegen, Städte, deren Geschichte, so zu sagen, die Geschichte des Alterthums ist. Aus diesen Gegenden waren nun schon seit 1802 je eine Inschrift nach Paris und nach London gebracht worden, welche die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich lenkten. Erhöht wurde sie durch weitere, wenn auch nur kleine Funde. Besonders den deutschen Orientalisten Julius Mohl begeisterten die Entdeckungen zu hohen Hoffnungen. Voll glühenden Eifers theilte er dem Naturforscher Botta, der von der französischen Regierung als Consularagent nach Mosul geschickt war, seine Pläne mit. Der Erfolg war, daß dieser die Ausgrabungen wieder aufnahm. Will man sich nun ein Bild von dem Ausgrabungsgebiet machen, so geht man etwa von dem heutigen Mosul aus. Ihm gegenüber liegen zwei bebaute Hügel, Kujundschit und Nabi Yunus geheißen, die Ruinen des einstigen Ninive. Etwa vier Stunden nordöstlich von Mosul liegt weiter ein hügeliger Ort, Khorsobad mit Namen. Bei Nennung dieses Namens, kann man hier wohl auch sagen, schlägt das Herz jedes Archäologen höher; denn was sich hier ereignete, bedeutete nichts Geringeres als den Geburtstag der Assyriologie. Gleich die ersten Ausgrabungen legten den Palast des Beherrschers von Ninive, Sarrufin (Sargon), frei, des Eroberers von Samarien. Und dieser Palast war wie ein Zauberpalast: die Wände, mit kostbaren Mablasterreliefs geschmückt, erzählen von einer längst vergangenen Glanzperiode aus den Tagen der Vorzeit. Sargon, sitzend auf seinem Thron oder redend mit seinem Feldmarschall oder dahin rasselnd auf seinem Streitwagen — alles so lebendig, als ob die längst zu Asche verfallenen Gestalten wieder aus dem Grabe erstanden wären. Eine Fülle von Material liefert allein dieser Palast. Aber man begnügte sich damit nicht. Auch auf einem der beiden genannten Hügel wurde nachgegraben, ferner weiter südlich von Mosul, im heutigen Nimrud, und überall mit Erfolg. Man kam aus dem Staunen nicht her-

aus; es war, als ob eine Märchenwelt sich aufgethan und Fleisch und Blut bekommen hätte. Ich übergehe die Einzelheiten, da ich keine Geschichte der Ausgrabungen schreiben, sondern nur ein wenig orientiren möchte. Seitdem sind die Ausgrabungen mit wenigen Unterbrechungen fortgeführt. Babel mit der Ruinengruppe Barsippa und dem Birs Nimrud wurde bloßgelegt, in Nippur, südöstlich davon, wurde ein Tempel ausgegraben; die vielgesuchte Stadt Ur der Chaldäer, wo Tharah, der Vater Abrahams, gewohnt, wurde in dem gewaltigen Trümmerhaufen El-Muquajjar auf der rechten Seite des untersten Euphratlaufes gefunden. Auch Karfemisch, die alte hethitische Königsstadt (nicht eins mit dem Circestum der Griechen und Römer), wo einst Nebucadnezar im Jahre 605 den großen Sieg über Pharao Necho davontrug, wurde in den Ruinen von Dscherabis-Europos am rechten Euphrat-ufer, nordwärts vom Flusse Sadschur, schräg gegenüber dem heutigen Biredschik, entdeckt. Ein anderes Ausgrabungsgebiet als das geschilderte liegt in Egypten; auch hier drang der menschliche Forschungsgeist in die Tiefe. Zwischen Theben und Memphis hatten nämlich ägyptische Fellachen nach Alterthümern gegraben und hier gegen 300 Thontäfelchen zu Tage gefördert. Einige unter ihnen, aufbewahrt in den Berliner Museen, enthalten den ältesten Briefverkehr zwischen Jerusalem und den Pharaonen noch vor der Einwanderung der Israeliten in das gelobte Land, wie es ein Gelehrter ausgedrückt hat: „einen diplomatischen Briefwechsel aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.“ Vor drei Jahren sind die Forschungen wieder in ein neues Stadium getreten, insofern die deutsche Orientgesellschaft eine Expedition nach Babylon ausgesandt hat, welche sich dort häuslich niedergelassen und Deutschlands Ehre auch auf dem Gebiet der Wissenschaft verfiicht.“

Von den aufgefundenen Tafeln mit den Keilschriften und der Entzifferung derselben schreibt Knieschke weiter: „Jene aufgefundenen Tafeln nun sind in allen Größen vorhanden, von einem Zoll bis einem Fuß im Viereck. Das gewöhnlichste Schreibmaterial war der Thon, der in den Niederungen jener beiden großen Ströme des Euphrat und Tigris massenhaft vorkommt, ähnlich wie bei uns Schiefer dazu verwandt wird. Zum Schreiben benutzte man, wie bei uns den Griffel, so dort ein Elfenbeinstäbchen, dessen eine Schnittfläche ein schief liegendes Dreieck bildet. Dieser Griffel wurde in den Thon eingedrückt und lang gezogen, so entstand eine zuerst breite, dann spitz auslaufende Figur, ein Keil; daher der Name Keilschrift. Die schon beschriebenen Tafeln wurden in Feuer gehärtet. Wie aber gelang es, diese Schrift zu entziffern? Nun, schon in Persopolis waren Keilschriften gefunden. Hier befand man sich in der glücklichen Lage, unter dem Keilschrifttext noch Inschriften in anderen Sprachen zu finden. Aber trotzdem war die Entzifferung nicht so einfach, da die Worte durch keine Zeichen getrennt waren. Nur Eigennamen wie Darius, Hystaspes, Xerxes boten feste Anhaltspunkte. Heute wissen wir, daß die herrschende Schreibrichtung die wagerechte Lage der Spaltcolumnen ist, und zwar die Herstellung derselben von

rechts nach links. Letzteres zeigt sich schon darin, daß die wagerechten Keile den Druck beim Schreiben links besitzen. Der Inhalt dessen, was auf diesen Tafeln geschrieben steht, ist sehr verschieden: historische, mythologische Erzählungen, religiöse Aufzeichnungen, wissenschaftliche Abhandlungen, ja, auch Gesetze, Verträge etc. So hat man z. B. in Nippur die Geschäftsurkunden der dortigen Großkaufmanns-Firma Muraschu und Söhne aus der Zeit des Artagerxes (450 v. Chr.) ans Licht gebracht.“

Welches ist nun aber der Werth und die Bedeutung dieser Inschriften, insonderheit für die Bibel? Knieschke antwortet: „Vielfach sieht man es geradezu für wissenschaftlich an, diese Inschriften für die älteren und darum allein maßgebenden Erkenntnisquellen zu halten, ihnen allein Objectivität, größere Glaubwürdigkeit zuzuschreiben. Aber man sollte doch schon das eine bedenken: wie heute Papier geduldig ist, so war damals auch Thon geduldig. Es ist uns in der Schrift eine recht charakteristische Rede aufbewahrt anlässlich der assyrischen Invasion unter Sanherib. Sie steht im historischen Anhang des ersten Theils des Propheten Jesaias, Cap. 36 (vgl. 2 Chron. 32, 10—12.). Hiskia wird von Absake keiner Anrede, keines Titels gewürdigt, dagegen wird von dem ‚großen‘ König Assurs und seiner Macht in den prahlerischsten Worten gesprochen: ‚Wie könntest du zurückschlagen den Andrang eines einzigen Satrapen unter den kleinsten Knechten meines Herrn!‘ Gegen Jahve selbst brüstet er sich: ‚Haben gerettet die Götter der Nationen ein jeder sein Land aus der Hand des Königs Assurs? Wo sind die Götter von Hamath und Arpad‘ etc. (Vgl. Jes. 10, 8. ff.) — Und der so aufgeblasen durch seinen Abgesandten sprechen konnte, dessen Macht zerscheiterte kläglich an der heiligen Gottesstadt; Jahve selber sprach durch die Pest (?). Was zeigen uns nun die ausgegrabenen Funde? Ein Relief aus Sanheribs Palast zu Ninive stellt den assyrischen Großkönig dar, thronend vor seinem Zelte Angesichts einer eroberten Stadt, und die begleitende Inschrift besagt: ‚Sanherib, der König des Ass, König von Assur, setzte sich auf seinen Thron und musterte die Beute von Lakisch.‘ Das, was dem Ruhme Abbruch thun könnte, wird verschwiegen oder mit schönen Redensarten übertüncht, das ist assyrisch-babylonische Historicität, Objectivität! Es ist bekannt, daß diese Herrscher sich noch Thaten zuschreiben, die schon ihre Vorgänger vollbracht, zu schweigen von den hochtrabenden Titeln, Redensarten, die zu lesen uns der Athem ausgeht.“ Mit andern Worten: Wenn irgendwo, so verstand man in Babel die „Kunst“ des Aufschneidens.

Zu diesen Fälschungen und Uebertreibungen im Interesse der Eitelkeit und Ruhmsucht kommen noch andere Dinge, welche die keilinschriftlichen Berichte unzuverlässig machen. Dahin rechnet P. Knieschke insonderheit offensbare Widersprüche und die Unsicherheit in der Uebersetzung. Er schreibt: „Doch abgesehen hiervon möchte ich vor allem noch auf eine Unvereinbarkeit hinweisen, welche den Anspruch, mit dem die assyrisch-babylonische Forschung auftritt, doch etwas herabdrückt. Dr. von Strauß und Torney nämlich sagt

in einem Artikel über diesen Punkt: „Die Schrift und Mythologie (Egyptens) zeigt sich als ein Product der sumerischen Cultur, und zwar in der Gestalt, in welcher sie von den semitischen Nordbabyloniern adoptirt war. Dieser Vorgang würde etwa in die Zeit von 3000 bis 2500 v. Chr. fallen. Aus derselben Zeit sind aber die altägyptischen Pyramidentexte, deren erste Abfassung noch älter sein dürfte.“ Wenn also Egypten von der babylonischen Cultur so abhängig gewesen, wie können dann jene älteren Pyramidentexte schon diejenigen Begriffszeichen zc. enthalten, wie sie in Nordbabylonien gebräuchlich wurden?! Wir sehen also, auch hier Widersprüche. Und mit dem Lesen und Auslegen der Keilschriften ist es doch auch noch solche Sache. Ein Blick in solch ein Lexikon genügt, um uns all die Lücken, Vermuthungen, Combinationen zc. vor Augen zu führen. Ferner ist noch wohl zu beachten, daß am Euphrat und Tigris nicht lauter Originaldarstellungen gefunden sind; es befinden sich darunter auch Abschriften früherer Literaturproducte. Prof. Ed. König hat gelegentlich folgendes Urtheil gefällt: „Nicht als absolut zuverlässige Urkunden können die Keilschriften neben die Literatur Israels gestellt werden.“ Demnach vor einer Unterschätzung zu warnen, ist wohl heute nicht nöthig, wohl aber vor einer Ueberschätzung. Die Ähnlichkeit der biblischen und keilschriftlichen Berichte bezieht sich lediglich auf äußere Züge der Offenbarungsgeschichte. Was hier zur Illustration, zur Klärung und zum besseren Verständniß der Schrift beitragen kann, wollen wir gern annehmen und es dem Gelehrten Dank wissen, daß er uns neue Anregung gegeben: Was aber die Offenbarung selbst angeht, so ist das allein maßgebende Buch die Bibel.“ (S. 10.)

Es liegt auf der Hand, daß dieser Thatbestand die Ueberschätzung und den Mißbrauch der babylonischen Entdeckungen stark begünstigt. Die größte Gefahr des Mißbrauchs der babylonischen Kunde liegt aber in den Assyriologen selber. Die große Mehrzahl derselben blickt nämlich alles, was sie in Babel zu sehen und zu lesen bekommen, durch die Brille der Evolution an. Die Folge ist, daß sie nicht bloß das wirklich Gegebene falsch deuten und entstellen, sondern auch, wo ihnen die erforderlichen Thatfachen fehlen, dieselben einfach erdichten. Knieschke schreibt: „Die moderne Theorie will die Entwicklung der Religion schildern von der untersten Stufe des Animismus und Fetischismus bis hinauf zum ethischen Monotheismus und vom bloßen Brauch bis zum autorisirten göttlichen Gesetz. Jede Religion, sagt sie, entwickelt sich nach einer ganz bestimmten Progression vom Niederen zum Höheren. Auch die Jahverreligion des alten Testaments ist davon nicht ausgenommen. Mit unerbittlicher Logik will sie dies Gesetz durchführen. So wird ihr der Jahve der Schrift im Beginn der Entwicklung bald zum Feuertgott, bald zum Moloch, der in den Menschenopfern einen rechtmäßigen Theil seiner Verehrung sieht, bald zum Nationalgott, der seinem Volke nicht mehr ist als Ramos den Moabitern, bald ein Gott des Lichts und der Sonne, von dem die Sonnengluth und das verzehrende Feuer herkommen. Von

hier aus ist dann die Entwicklung vor sich gegangen zu der Stufe eines, wie man meint, erst wahrhaft geistigen und menschenwürdigen Gottesbegriffs, zu der Vorstellung Jahves als einer Abstraction, einer Idee. Dieser Ansicht der Entwicklungstheoretiker steht die biblische Theorie schroff gegenüber, daß nämlich der Glaube an eine sittliche Gottheit und an ein göttlich gegebenes Gesetz im Keim und Wesen schon an der Schwelle des nationalen Lebens des Volkes vorhanden war." (S. 56.)

Auch Friedrich Delitzsch stand offenbar unter dem Einflusse der Evolutionstheorie, als er seine Schrift „Babel und Bibel“ verabschiedete. Er schreibt nämlich: „Auch der Jahve-Glaube, mit welchem einem Panier gleich Moses die zwölf Nomadenstämme Israels zur Einheit verband, blieb viele Jahrhunderte lang mit allerlei menschlichen Schwächen behaftet: mit jenen naiven anthropomorphistischen Anschauungen, wie sie der Jugendzeit des Menschengeschlechts eigenthümlich, mit israelitischem Particularismus, heidnischem Opfercultus und äußerlicher Gesetzmäßigkeit.“ (S. 59.) Nur unter dem Hochdruck der Evolutionsidee konnte Delitzsch auf die ihm vorliegenden Thatfachen die tolle Behauptung von dem babylonischen Ursprung der jüdischen und christlichen Religion stellen. Das zeigt gleich sein erstes Beispiel von der Schöpfung. Kniesche theilt den babylonischen Schöpfungsbericht mit, wie ihn Schrader aus den Keilschriften übersetzt hat. Er lautet also: „1. Als droben der Himmel noch nicht verkündete, 2. drunten das Land noch nicht nannte einen Namen, 3. — der Abgrund nämlich war ihr erster Erzeugter, 4. die wogende See die Gebärerin ihres Als —, 5. da umarmten sich deren Wasser und vereinigten sich; 6. das Dunkel aber war noch nicht hinweggenommen, ein Sproß noch nicht aufgeschossen. 7. Als von den Göttern noch keiner emporgekommen war, 8. sie einen Namen noch nicht nannten, daß Geschick noch nicht (bestimmten), 9. da wurden die (großen) Götter geschaffen, 10. die Götter Lachmu und Lachamu gingen hervor, 11. und wuchsen empor auch; . . . 12. die Götter Sar und Ki-Sar wurden geschaffen. 13. Es dehnten sich aus die Tage, 14. der Gott Amu, 15. der Gott Sar.“ Auch Berosus aus dem dritten Jahrhundert vor Christo hat uns ein Fragment babylonischer Schöpfungsichtung erhalten. Den Inhalt der verschiedenen Berichte faßt Fr. Delitzsch also zusammen: „Im Urbeginn aller Dinge waltete und wogte das finstere chaotische Urwasser, Namens Tiamat. Sobald aber die Götter Anstalt machten, ein geordnetes Weltganzes zu bilden, erhob sich Tiamat, zumeist als Drache, doch auch als siebenköpfige Schlange vorgestellt, in erbitterter Feindschaft wider die Götter, gebiert aus sich heraus Ungeheuer aller Art . . . und rüstet sich zum Kampf wider die Götter. Alle Götter beben vor Angst, wie sie den furchtbaren Gegner erschauen, nur der Gott Marduk, der Gott des Lichtes, . . . erbieitet sich zum Kampf unter der Bedingung, daß ihm der Vorrang unter den Göttern eingeräumt werde.“ . . . Es folgt nun der Kampf, das Ungeheuer wird besiegt. „Darauf schneidet Marduk Tiamat glatt wie einen Fisch durch, bildet aus der einen Hälfte den

S. 27
S. 60
S. 155

Himmel, aus der anderen die Erde, bekleidet den Himmel mit Mond, Sonne und Sternen, die Erde mit Pflanzen und Thieren, bis zuletzt das erste Menschenpaar, aus Thon und göttlichem Blute vermischt, aus der Hand des Schöpfers hervorgeht.“ (S. 13.) Von dieser phantastischen Kosmogonie und Theogonie, welcher selbst der Begriff einer Schöpfung durchs Wort Gottes völlig fremd ist und nach dem eigentlich nicht die Welt, sondern die Götter entstanden sind, soll nach Delizich der mosaische Bericht eine Corruption sein! Da fragt man billig: „Unter welchem vergewaltigenden Druck stand Delizich, als er diese augenfällig unsinnige Behauptung niederschrieb?“ J. B.

(Schluß folgt.)

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die lutherische Kirche in America zählt dem "Lutheran Church Almanac" für das Jahr 1903 zufolge 62 Synoden, wovon 15 unabhängig sind, die übrigen aber den vier größeren Körpern: Generalconcil, Synodalconferenz, Generalsynode und Vereinigte Synode des Südens, angehören; 7080 Pastoren, 11,678 Gemeinden und 1,728,810 communionfähige Glieder; 4478 Gemeindeschulen, in welchen 3170 Lehrer 184,902 Schüler unterrichten, und 6104 Sonntagschulen mit 57,246 Lehrern und 525,467 Schülern. Für kirchliche Zwecke außerhalb der Gemeinden wurden \$1,252,466.26 aufgebracht. — Es bestehen in unserm Lande 116 lutherische Anstalten für höhere Erziehung. Davon sind 23 theologische Seminare mit 905 Studenten, 50 Colleges mit 8833 Studenten, 32 Akademien mit 2962 Studenten und 11 Colleges für junge Damen mit 1095 Studentinnen. An den verschiedenen Anstalten unterrichten 898 Professoren. Wohlthätigkeitsanstalten zählt man 99, nämlich 43 Waisenhäuser, 18 Altenheime, 19 Hospitäler, 11 Emigranten- und Seemannsmissionen und 8 Diakonissenhäuser.

Daß die deutsche Sprache in Kirche und Schule in unserm Lande immer mehr durch die englische verdrängt wird, tritt besonders bei uns im Süden klar zu Tage. Die meisten unserer Stadtgemeinden, die früher ganz deutsch waren, sind jetzt fast überwiegend englisch, und um den Erfordernissen der vielen englisch Redenden gerecht zu werden, ist bei allen Amtshandlungen in jenen Gemeinden die englische Sprache beständig im Gebrauch. Die englische Bewegung — wie man es nennen kann — macht sich aber auch im Norden, besonders in den größeren Städten, immer mehr bemerkbar, und zwar nicht nur in Kreisen unserer Synode, sondern auch innerhalb anderer lutherischer Körperschaften. So hat z. B. die schwedische Augustana-Gemeinde in Minneapolis, Minn., eine der größten schwedischen Gemeinden des Landes, wie berichtet wird, sich gezwungen gesehen, sowohl auf der Kanzel als auch im Gemeindeblatt die englische Sprache einzuführen. (Ev.-Luth. Blätter.)

Die dänisch-lutherische Kirche unseres Landes will im Verein mit etlichen Missionsgesellschaften Dänemarks in Utah Mission anfangen. Eine Committee, die das Unternehmen leiten soll, ist bereits ernannt worden. In Dänemark will man die Hälfte der Unkosten aufbringen, während die Dänen hierzulande die andere Hälfte aufbringen und die Missionare berufen wollen. Gerade in Dänemark haben die

Mormonenapostel in den letzten Jahren viele zu ihrer greulichen Irrlehre verführt. Man hofft, daß viele von diesen Verführten zurückgewonnen werden können.

Der **Minnesota-Conferenz der schwedischen Augustana-Synode** lagen neulich folgende Vorschläge der Pacific-Conferenz derselben Synode vor: 1. Die Conferenz ersucht die Augustana-Synode, auf ihrer nächsten Jahresversammlung ihre Verbindung mit dem Generalconcil zu lösen; 2. sich mit den alleinstehenden deutschen und skandinavischen Synoden zu verbinden. 3. Da das Generalconcil in den letzten Jahren wieder Verbindung mit der Generalsynode sucht, deren reformirter Lehrtypus und Praxis das Concil ins Dasein rief, so darf man nicht erwarten, daß die Augustana Synode mit irgend einem Kirchenkörper Verbindung unterhält, der nicht die Augsburgische Confession als Glaubensfundament annimmt. Die Vorschläge wurden jedoch nicht angenommen. — Von den Pastoren der Augustana-Synode haben wieder zwei, Carlsen und Magnussen, ihr Amt niedergelegt, um nach Schweden zurückzukehren. Falls die Städte St. Paul und Minneapolis \$200,000 aufbringen, soll das Gustav Adolf College von St. Peter, Minn., nach St. Paul verlegt werden. Von einem prominenten Holzhändler sind für den Bau in St. Paul 50,000,000 Cubikfuß Bauholz versprochen worden. Und Dr. Andreen vom Augustana College in Noth Island ist nach Schweden abgereist, um die für den Bau in St. Paul versprochenen 100,000 Kronen in Empfang zu nehmen. J. B.

Ein **Dankopfer von 20 Millionen Dollars** beschlossen im Jahre 1898 die Bischöflichen Methodisten bis zum 31. December 1902 aufzubringen. Das Unternehmen ist gelungen, und am 31. December konnte Abends ein entsprechender Dankgottesdienst abgehalten werden. Vertheilt wird das Geld wie folgt: \$9,000,000 für Kirchenschulden, \$8,150,000 für die 86 höheren Schulen und Universitäten, \$2,750,000 für Wohlthätigkeitsanstalten, \$600,000 für den Conferenzfonds und der Rest für Kirchen an verwahrlosten Plätzen. Es ist dies ein Beweis dafür, daß auch große Summen leicht aufgebracht werden können, wenn alle sich theilthätigen und Prediger und Gemeinden dafür sorgen, daß wirklich alle, und zwar ernstlich, angesprochen werden. Dafür hatten aber die methodistischen Bischöfe gesorgt, daß keine Seele übersehen wurde. Und darin liegt das Geheimniß ihres Erfolges. Jeder wurde angehalten, etwas beizutragen. Auch bei uns fehlt es weder am Geld noch am guten Willen, daselbe der Kirche für ihr großes und herrliches Werk darzureichen, wohl aber vielfach daran, in geordneter und prompter Weise den guten Willen jedes Einzelnen anzusprechen und ihm Gelegenheit zu bieten, sich zu betheiligen. Die größte Einzelgabe, welche den Methodisten dargereicht wurde, kam von dem Sohn eines früheren Pastors: \$400,000. Im Ganzen soll ein Fünfundzwanzigstel der enormen Summe von Pastorsgehältern gegeben sein. Jedem Geber war es dabei gestattet, selber zu bestimmen, für welchen Zweck er seine Gabe verwendet zu wissen wünsche: für Colleges, Seminare, verschuldete Gemeinden oder Versorgung alter Prediger. Großen finanziellen Erfolg haben auch die Methodisten in Canada und England aufzuweisen. Uns ist bei diesen Geldsammlungen auch nicht aufgefallen, daß die Methodisten zu Mitteln gegriffen hätten, welche wir als sündlich und unwürdig bezeichnen müßten. Das Geld ist nicht zusammengebracht worden durch Fairs, Bazare und Lotterien, aus welchen insonderheit die Römischen große Summen zu schlagen verstehen, wie z. B. wieder bei der katholischen St. Elisabeth-Fair in Philadelphia, von welcher ein Wechselblatt schreibt: „Gegen elf Uhr am 23. December wurde das große Glücksrad auf die Bühne gebracht, und nachdem die Musikkapelle einige Piecen vorgetragen, begann die Ziehung damit, daß Staatssenator Berkelbach eine ihm unbekannte Dame ersuchte, auf die Bühne zu kommen und die Nummern zu ziehen. Dieser wurden die Augen verbunden, und sie zog die Coupons aus

dem Rade. Unter den werthvollen Gewinnen war ein Haus im Werthe von \$5000, vollständig möblirt (No. 1844 N. 23. Str.), welches eine Frau Longmore gewann. Fernere Gewinne waren: ein Excursionsticket erster Klasse nach Europa, ein \$400. Piano, ein Diamantring, 10 Tonnen Kohlen, Parkmöbel 2c. Vater Donnhage theilte mit, daß die Einnahmen \$31,000 und die Ausgaben \$6000 betrugen.“

F. B.

Von den Liberalen in der Episkopalkirche haben in der jüngsten Zeit insbesondere F. W. Freemantle, Dean von Ripon, in England, Prof. Sanday von Oxford und Dr. Heber Newton in New York die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Newton, der jetzt einen Beruf an die Leland Stanford University angenommen hat, ist — wie der „Literary Digest“ rühmt — „a priest of liberal faith“, „an apostle of universal religion“, dem der Erfolg des „Religionscongresses“ am Herzen liege und der Sympathie habe für Christian Science, Theosophie und Spiritismus. Freemantle hat die Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch seine Rede über „Natural Christianity“ vor der „Churchmen's Union“, in welcher er die Wunder und insbesondere die jungfräuliche Geburt und leibliche Auferstehung Christi leugnete. Im „Guardian“ wiederholt Freemantle, was er in seiner Rede vorgetragen. Er sagt: In Christo allein finde man die wahre Natur des Menschen. Der Zweck des Christenthums sei, die Welt dem Ideal des Natürlichen entgegenzuführen. Was die Wunder betreffe, so habe Christus keinen Unterschied gemacht zwischen Tod und Thnmacht, Scheintod und Hysterie. Als Christus seinen Jüngern geboten habe, die Todten zu erwecken, habe er an etwas ganz anderes gedacht, als was man in unseren wissenschaftlichen Tagen Todtenerweckung nennt. Bei den meisten Wundern handle es sich um die Macht eines starken Charakters über nervenschwache Personen. Vieles, was uns als Wunder berichtet werde, müsse auf die Rechnung orientalischer Uebertreibung und unzuverlässiger Berichterstattung gesetzt werden. Die Göttlichkeit Christi erkläre sich am besten durch die Annahme, daß die Wirksamkeit des göttlichen Geistes in allen Menschen sich in Christo in einzigartiger Weise manifestirt habe. Erlösung sei die Erhebung des Menschen zu seinem Ideal, seiner wahren Natur. Die Gnadenwahl sei der Beruf vieler vor anderen, Christo ähnlich zu werden im Wirken und Leiden für die Mitmenschen 2c. Natürlich gibt es unter den Anglicanern immer noch Leute, welche gegen diese Lehren Freemantles und anderer protestiren. Aber Freemantle bleibt in Amt und Würden, und es fehlt ihm nicht an Genossen, die ihm öffentlich Beifall zollen. Ja, was Freemantle populär vorgetragen, haben andere vor ihm „wissenschaftlich“ an den Universitäten docirt und thun das heute noch, und zwar ungestört. Auf einem in Northampton gehaltenen Congreß der Anglicaner erklärte Prof. Sanday von Oxford: „Die Wunder, welche uns in der Schrift als solche berichtet werden, sind wirkliche Vorgänge. Daraus folgt aber nicht, daß das, was man einst für wunderbar hielt, auch heute noch als Wunder gelten kann. Mit der richtigen Definition des Wunders wird das Problem des Wunders verschwinden. Es handelt sich nur darum, wie man alte und moderne Vorstellungen harmoniren soll.“ — Ritualismus und Rationalismus sind die kassenden Wunden am Leibe der Episkopalkirche in England sowohl wie in America.

F. B.

Untertauchen. Der „Sendbote“, das Blatt der deutschen Baptisten, schreibt vom 26. November: „Vor einiger Zeit sagte Prof. Kauffenbusch einer seiner Klassen in Rochester, daß es in Deutschland unter den Theologen für ganz selbstverständlich und längst bewiesen gelte, daß die Taufe ursprünglich durch Untertauchen vollzogen worden sei; und daß dies nur zuweilen in England und häufiger in America in Abrede gestellt werde, theils weil man hier nicht so viel historische Gelehrsamkeit besitzt wie in Deutschland, theils weil man nicht so unbefangen die geschichtliche Wahr-

heit gelten läßt, und theils weil man sich hierzulande viel mehr mit den Baptisten herumzuschlagen muß als in Deutschland. Um einmal die Probe zu machen, wies Prof. Kauschenbusch jedem Gliede der Klasse aufs Gerathewohl irgend ein Werk eines bedeutenden landeskirchlichen deutschen Theologen zu, mit dem Auftrage nachzusehen, ob darin etwas über die Form der Taufe gesagt werde, und wenn so, es genau und wörtlich abzuschreiben. Das Ergebniß war, daß dabei keine einzige Stelle zu Tage kam, wo jemand behauptet hätte, die Taufe sei von Johannes dem Täufer oder den Aposteln durch Begießung oder Besprengung vollzogen worden. Wenn überhaupt etwas gesagt war, dann lautete es stets auf Untertauchung. . . . Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo americanische kindertäuferische Prediger aufhören werden zu behaupten, die Apostel hätten ihre Täuflinge begossen oder besprengt.“ Einen ähnlichen großsprecherischen Ton führen auch andere baptistische Blätter, z. B. „The Baptist and Reflector“. Sie geberden sich, als ob es eine ausgemachte Sache sei, daß sich die Apostel ausschließlich des Modus des Untertauchens bedient hätten, obgleich sie im ganzen Neuen Testament keine einzige Stelle aufweisen können, aus welcher unwiderprechlich hervorginge, daß Johannes oder die Apostel untergetaucht hätten. Auch verrücken die Baptisten fortwährend den eigentlichen status controversiae. Sie stellen nämlich die Sache so dar, als ob der Streitpunkt zwischen Lutheranern und Baptisten der sei, ob untergetaucht oder besprengt werden müsse. Dies Entweder — oder ist falsch. Wir Lutheraner lehren eben nach der Schrift, daß jeder Modus der Berührung mit Wasser Taufen sei, daß die Schrift keinen bestimmten Modus vorgeschrieben und eo ipso jeden Modus frei gelassen habe, ja, daß wir nicht einmal feststellen können, welches Modus oder welcher Modi sich die Apostel bedient haben. In derselben Nummer des genannten Blattes wird von der Missionsconferenz, welche in der Euclid Avenue-Baptistenkirche in Cleveland abgehalten wurde, Folgendes mitgetheilt; „Aus einem Bericht . . . ging die beklagenswerthe Thatfache hervor, daß 257 Gemeinden im Staate Ohio im vergangenen Jahr keine einzige Taufe berichteten und gegen 170 Gemeinden jede weniger als fünf Taufen. Genannte Committee wird an jede Gemeinde im Staat einen Brief senden, in welchem die Gemeinden aufgefordert werden, durch vereinigtcs Gebet, ernste Bemühungen und vereinigtcs Zusammenwirken den Weg zu bahnen zu einer großen Erweckung von Gott. 257 Gemeinden in einem einzigen Staat keine einzige Taufe in einem ganzen Jahr! Wie demüthigend!“ — Diese überaus traurigen Zustände haben ohne Zweifel ihren Grund zum großen Theil in den baptistischen Irrlehren von der heiligen Taufe und bilden zugleich den Hauptgrund, warum gegenwärtig viele Baptisten praktisch wie theoretisch Stücke ihrer bisherigen Lehre von der Taufe über Bord werfen. Bislang haben die Baptisten dafür gehalten, daß Untertauchen nothwendig sei zur Aufnahme in die Gemeinde, und allen Nichtuntergetauchten haben sie die Abendmahlsgemeinschaft verweigert. Daß diese Stellung aber von vielen nicht mehr eingenommen wird, dafür ist der kürzlich abgehaltene Congreß der Baptisten ein Beleg. Auf demselben wurde auch über die Frage verhandelt, ob Untertauchen „die einzige Thür zur Kirche“ sei? Vier repräsentative Baptisten wurden ernannt, welche diese Frage in einem Vortrage behandeln sollten, ohne sich zuvor mit einander berathen zu haben. Das Ergebniß war, daß von den vier Rednern das Urtheil abgegeben wurde, „that baptism“ (Untertauchen) „is not essential to church membership“. Und vom Congreß selber wurde den Rednern großer Beifall gezollt. Das Traurige ist freilich auch hier wieder, daß das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird.

F. B.

Socinianismus in den Sectengemeinschaften. Im „Presbyterian“ schreibt ein Pastor, daß er auf seiner Ferienreise viele Predigten gehört habe, aber keine, in

welcher die Versöhnung als die Grundwahrheit des Christenthums zur Geltung gekommen wäre. Dazu bemerkt der „Presbyterian“: „Die Klage wird immer lauter unter ernstern Christen, daß das stellvertretende Opfer Christi aus modernen Predigten verschwinde. Es wird wohl noch von Christo, seiner Lehre und seinem Leben gepredigt, das Kreuz Christi wird aber nicht mehr betont, wie früher. Es ist deshalb auch kein Wunder, daß die Kanzel ihre geistliche und rettende Kraft eingebüßt hat. Das versöhnende Blut des Erlösers ist der Ruhm des Predigtamtes und muß von einem wahren und treuen Prediger immer in Sicht gehalten werden.“ Die Frage: „Was ist Religion?“ beantwortet Lyman Abbott im „Outlook“ also: „Religion ist die Kunst zu leben, sonst nichts — zu leben mit den Händen, den Füßen, den Augen, dem Gaumen, dem Gewissen und der Ehrfurcht. Religion ist das Leben des ganzen Menschen. . . . Was ist Religion? Ehrfurcht vor Gott, Loyalität gegen Gott, Rücksicht auf die Rechte und die Wohlfahrt deiner Mitmenschen. — Das alles habe ich aber nicht gethan, vielmehr seinen Bund gebrochen. Wie kann ich die Kluft zwischen mir und Gott überbrücken? Thue recht, liebe Barmherzigkeit, wandle demüthig mit Gott, thue anderen, was du willst, daß sie dir thun, habe Mitleid und Erbarmen mit den Leidenden und Sündern und kehre zur Gemeinschaft Gottes zurück und wandle mit ihm in Demuth und Ehrerbietung. Und was sonst noch? Nichts sonst; das ist alles.“ — Das ist summa summarum der Predigten nicht bloß auf unitarischen, sondern auch auf zahlreichen evangelischen Kanzeln. F. B.

„Das Nationale des Heiligendienstes.“ So lautet der Titel eines Artikels in dem päpstlichen Blatte „The American Ecclesiastical Review“, aus welchem der „Literary Digest“ citirt. In demselben wird die Behauptung, daß der Heiligendienst ein „Ueberbleibsel des heidnischen Polytheismus“ sei, als Verleumdung zurückgewiesen. Das römische Blatt schreibt: „Wenn wir unsere Mitmenschen ehren ihrer natürlichen Gaben wegen und in ihnen besondere Frömmigkeit und Vollkommenheit anerkennen, so nehmen wir dadurch Gott von seiner Ehre, Ehrerbietung und Dienst nichts. Vielmehr ehren wir den Geber in seinen Gaben. . . . Mit demselben Rechte könnte man jemand der gökendienerischen Entehrung Gottes anklagen, wenn er entzückt eine liebliche Landschaft, das Roth des Sonnenuntergangs oder den Schmelz einer Blume anblickt.“ — Die Papisten stellen Protestanten gegenüber die Sache so dar, als ob es sich bei ihrem Heiligendienst um gewöhnliche Ehrerbietung handle und weiter nichts. Und der salzlose „Literary Digest“ verbreitet diese Darstellung ohne ein Wort der Kritik und sachlichen Correctur. Thatsache ist aber, daß die Römischen zu ihren Heiligen beten, von ihnen Hülfe erwarten, nicht bloß in allerlei leiblichen Nöthen, sondern auch in der großen Sünden- und Todesnoth, und sich insonderheit an Maria wenden, damit sie zwischen ihnen und Christo vermittele. Ein solches Beten aber heißt Gott und Christum als lieblose und unbarmherzige Tyrannen lästern und Maria und den Heiligen die göttlichen Eigenschaften der Allwissenheit, Allmacht und Allgüte sammt den göttlichen Werken der Errettung aus Leibes- und Seelen-, Sünden- und Todesnoth heilegen. Das ist gottlos, irrationell und heidnischer Polytheismus. Wie weit es die Papisten insonderheit mit der Mariolatrie treiben, davon zeugen die zahllosen Mariengebete und Marienlieder. Die „Katholische Monatschrift zur Belehrung und Unterhaltung“ nennt Maria in einem kürzlich abgedruckten Liede „die makellose Gottesbraut“, „süße Zuflucht für uns Sünder“. Das Lied schließt dann mit den Worten: „Laß durch dich, o Himmelspforte, gehen uns zur Seligkeit.“ In Omaha erklärte ein Jesuit — wie die dortige „Evening Bee“ vom 1. December berichtet — in einem „Mariengottesdienst“: „While we most earnestly repel the charge of adoring the Blessed Virgin, we plead guilty of the greatest veneration for her. We pray to her for her intercession for us in life and death.“

Hiernach beten die Papisten zwar Maria nicht „an“, aber sie beten „zu“ Maria in der Todes- und Sündennoth. Als ob ein solches Gebet um Errettung im Leben und Sterben nicht gerade die höchste Art der Anbetung wäre! Mit Recht zählt darum Luther den Heiligendienst, welcher die „Erkenntniß Christi“ tilge, zu den „ende-christlichen Mißbräuchen“. Er schreibt in den Schmalkaldischen Artikeln: „Und wie wohl die Engel im Himmel für uns bitten (wie Christus selber auch thut), also auch die Heiligen auf Erden oder vielleicht auch im Himmel, so folget daraus nicht, daß wir die Engel und Heiligen anrufen, anbeten, ihnen fasten, feiern, Messe halten, opfern, Kirchen, Altar, Gottesdienst stiften, und ander Weise mehr dienen, und sie für Nothhelfer halten und allerlei Hülfe unter sie theilen, und jeglichem eine sonderliche zuwenden sollten, wie die Papisten lehren und thun. Denn das ist Abgötterei, und solche Ehre gehöret Gott allein zu. . . . Wenn nun solche abgöttische Ehre von den Engeln und todtten Heiligen weggethan wird, so wird die andere Ehre ohn Schaden sein, ja, baldie vergessen werden. Denn wo der Ruh und Hülfe, beide leiblich und geistlich, nicht mehr zu hoffen ist, werden sie die Heiligen wohl mit Frieden lassen, beide im Grabe und im Himmel. Denn umsonst oder aus Liebe wird ihr niemandes viel gedenken, achten noch ehren.“ (Müller, S. 305.) F. B.

Von den Colleges und Universitäten in den Vereinigten Staaten jagt der „New York Observer“: „Es ist offenbar, daß die Staatsuniversität-Idee ein späterer Gedanke in America ist, und nicht ein glücklicher, es sei denn, daß der Geist der Religion solche Anstalten durchdringt, was ja, wie wir gerne glauben wollen, in manchen Fällen geschieht. Die Staatsuniversitäten sind nicht kirchlich, aber sie gestatten, daß religiöse Arbeit unter den Studenten in einer ruhigen, freiwilligen und durchaus unofficiellen Weise getrieben wird. Es ist durchaus wünschenswerth, daß die 360 christlichen Anstalten, die das nach ihrer Gründung und nach jedem Recht der Ueberlieferung und des Gebrauchs sind, auch solche bleiben. Sie werden jedoch ihren christlichen Charakter im wirklichen Sinne des Wortes nicht erhalten, wenn nicht jede Generation, die diese Anstalten zu leiten hat, mit allem Ernst darauf bedacht ist, daß Religion und Sittlichkeit das Fundament ihres Unterrichts und Wandels ist.“ Dr. Harris zählt 480 solcher Anstalten, von welchen 360 von kirchlichen Gemeinschaften gegründet worden sind. Der Staat sollte sich überhaupt mit dem gemeinsamen Schulwesen nur so weit befassen, als er muß, schon aus dem Grunde, weil er in seinen Schulen für keinen Religionsunterricht sorgen kann, andererseits auch nicht im Stande ist, den Unglauben aus denselben fernzuhalten, wie die Erfahrung lehrt. Die Kirche allein ist im Stande, beides zu leisten. Thatsache ist aber, daß sie dies vielfach nicht thut, sondern auch auf ihren Anstalten den evolutionistischen Wissenschaften Thür und Thore öffnet. F. B.

Staat und Freimaurerthum. In der Presse wird berichtet, daß in Washington am 22. Januar der Grundstein zum „Army War College“ gelegt werden soll nach dem Ritual der Freimaurer und daß der Präsident mit seinem Cabinet an dieser Feier Theil nehmen werde. Wie aber kein Präsident das Recht hat, Staat und Kirche zu vermischen, so noch viel weniger Staat und Freimaurerthum. Unsere Nation und Regierung ist keine protestantische, keine katholische, keine jüdische, aber auch keine freimaurerische. Daß sich die Einweihung eines öffentlichen Gebäudes mit papistischen, jüdischen oder freimaurerischen Ceremonien nicht verträgt mit der völligen Trennung von Staat und Kirche und der religiösen Freiheit und Gleichheit in unserem Lande, sollte man wenigstens unseren höchsten Beamten nicht erst noch zu sagen brauchen. Ja, wenn Gott nicht unser Land „bei seiner Freiheit unerfüllt erhält“, — unsere „großen Männer“ und Politiker, die vielfach nicht einmal theoretisch zu unterscheiden wissen zwischen Staat und Kirche und Staat und Freimaurerthum, werden's nicht thun. F. B.

Anarchie und Tyrannei der Unions. In Schenectady hat die Localunion der Anstreicher ein Glied ausgeschlossen und die Entlassung desselben von Seiten des Arbeitgebers erzwungen, weil dasselbe im Hudson Valley Eisenbahnstrife in einer Compagnie der Staatsmilizen gedient hatte, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Dieser Act der Localunion ist ein Schlag ins Angesicht des Staates und besagt, daß die Union das Recht zu Gewaltthaten für sich in Anspruch nimmt und darin auch nicht vom Staat gehindert sein will. Das ist Anarchie. — Präsident Eliot von Harvard University hat vor etlichen Monaten in Boston eine Rede gehalten über Arbeiterverbindungen. In derselben weist er auf folgende Ungerechtigkeiten hin, deren sich die unions schuldig machen: 1. die willkürliche Beschränkung der Zahl der Lehrlinge, 2. die Feststellung, wie viel der einzelne Arbeiter täglich produciren dürfe, 3. die Forderung, daß mit Bezug auf Lohn der schlechtere Arbeiter dem besseren gleichgestellt werde, 4. die Gewaltacte gegen scabs und Arbeitgeber und 5. die Einschüchterung der Polizei, der Gerichte und der Presse durch den Boycott. — In dem Kohlenstrife in Pennsylvania wurden auch mehrere Kirchen mit dem Boycott belegt. Während des Strifes hatten sich nämlich etliche Prediger auf die Seite der Grubenbesitzer gestellt und den Leuten gerathen, wieder an die Arbeit zu gehen. In Lansford stehen vier von den sechs Kirchen unter dem Boycott. Den Gliedern der unions ist der Besuch dieser Kirchen verboten, und jeder, der sich zum Gottesdienst in diesen Kirchen einfindet, wird als "scab" bezeichnet. In Summit Hill hat dieser Boycott vier Pastoren zur Resignation genöthigt. J. B.

II. Ausland.

Auf der lutherischen Conferenz für die Provinz Brandenburg wurden folgende Leitsätze über die Einigung der evangelischen Landeskirchen Deutschlands besprochen: „I. Die Einigung der evangelischen Landeskirchen Deutschlands — das ist ein gottwohlgefälliges, von allen lebendigen evangelischen Christen heiß ersehntes Bauwerk. II. Die Baumeister. Seit Jahrzehnten arbeiten an der Aufführung dieses Baues die verschiedensten Baumeister: 1. kirchenpolitische Baumeister; 2. kirchliche Baumeister: a. der Evangelische Bund, b. die Eisenacher Kirchenconferenz; 3. die Baumeister von Profession, die Synoden; 4. die fürstlichen Baumeister. III. Die Baubedingung. „Die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit und des Bekenntnißstandes der einzelnen Landeskirchen wird ausdrücklich garantirt.“ IV. Die Baupläne. 1. Eine deutsche Nationalkirche — das gäbe einen Thurmbau von Babel! 2. Eine deutsch-evangelische Reichskirche — das ist ein Bauplan aus dem Lande Utopien. 3. Ein verfassungsmäßiger evangelischer Kirchenbund — das wäre ein sehr gewagter, höchst gefährlicher Bau. 4. Eine kraftvolle Weiterbildung der Eisenacher Kirchenconferenz — das erscheint zur Zeit als der einzig ausführbare Bauplan. Denn nur so wird der Bekenntnißstand und die Selbständigkeit der einzelnen evangelischen Landeskirchen wirklich gewahrt.“ — In der Schrift ist jede kirchliche Gemeinschaft mit Falschgläubigen verboten. Mögen sich daher die deutschen Theologen gleich den Kopf zerbrechen, — einen erlaubten Modus der vielbesprochenen kirchlichen Vereinigung werden sie nicht entdecken. J. B.

Auf der Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Hagen in Westfalen wurde die Aufmerksamkeit auch auf folgende Thatfachen hingelenkt: Der frühere Priester Bourriers steht an der Spitze der Los von Rom-Bewegung in Frankreich. In den letzten sechs Jahren sind etwa 800 Priester ausgetreten. Von diesen wurden 11 Pastoren, andere Lehrer, Advocaten, Journalisten. Der jetzige Ministerpräsident Combes hat zehn Jahre lang die Soutane getragen. Viele von den ausgetretenen

Priestern sind Freidenker geworden. In Lothringen gab es gegen Ende des 18. Jahrhunderts ungefähr 400 Protestanten, um 1870 etwa 4000, gegen 496,000 Katholiken. Heute zählt Lothringen 40,000 Protestanten, mit dem Militär 60,000. Seit dem Kriege 1870 sind 15 Pfarochien neu entstanden und 17 Kirchen erbaut worden. P. Th. Nledner aus Madrid berichtete, daß letzten Ostern sechs neue Glieder aufgenommen seien. In der evangelischen Schule befanden sich über 400 Kinder und im Waisenhaus, das in der ehemaligen Wohnung Philipps II. untergebracht ist, 40 Zöglinge. Nach Oesterreich hat der Bund bis jetzt 80 Bicarv ausgesandt. In Belgien, dem Land der uneingeschränkten Priesterherrschaft, wo es 18mal so viele Wirthshäuser als Volksschulen gibt, ist seit 60 Jahren eine Los von Rom-Bewegung im Gang. Von den Ausgetretenen sind etwa 20,000 für den evangelischen Glauben gewonnen. Vor 60 Jahren gab es in Belgien nur 10 evangelische Gotteshäuser, heute schon 150. — Der Evangelische Bund hat sich die Bekämpfung Roms zum Ziel gesetzt, und in diesem negativum quid allein besteht auch die Einigkeit desselben. Er zählt wohl 100,000 Glieder, zu welchen viele Pastoren (auch confessionelle), Professoren und Lehrer gehören. Leider führt die liberale Theologie die Herrschaft im Evangelischen Bund, und auch viele von den nach Oesterreich gesandten Bicare sind von dieser Theologie angesteckt. F. B.

Baumgarten in Kiel. Fast sämmtliche Theologiestudirende in Kiel haben an Prof. Baumgarten, den Leugner der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, folgende Adresse gerichtet: „Wir Mitglieder der Kieler theologischen Facultät haben das Bedürfniß, Angesichts der gegen Sie erhobenen Angriffe Ihnen folgende Erklärung zu geben. Wir alle bekennen dankbar, von Ihnen als religiöser, in Christo gegründeter Persönlichkeit warme und tiefgehende Anregungen erhalten zu haben. Diejenigen von uns, die sich in ihren theologischen Anschauungen als Ihre Schüler wissen, haben das dringende Bedürfniß, Ihnen auch für die Anregungen nach dieser Seite hin auf das herzlichste zu danken. Wir alle aber sind der Meinung, daß Ihre Lehrthätigkeit für uns keine Gefahr ist, sondern im Gegentheil auch gerade durch Ihre Kritik am Persönlichen uns zwingt, alle Positionen zu prüfen und im Kampfe der Anschauungen eine eigene Entscheidung zu treffen, auf deren Selbstständigkeit gerade Sie den größten Werth setzen; mit einer künstlichen Bewahrung vor dem Einfluß moderner Wissenschaft ist uns nicht gedient! Daher vereinen wir uns alle in dem Versprechen, daß wir unsere Dankbarkeit beweisen wollen, indem wir Ihre Person gegen unberechtigte Angriffe jeder Art stets vertheidigen wollen. Der wirksamste Beweis aber unserer Dankbarkeit sei der: Wir wollen uns bemühen, was Einsetzung aller Kräfte für den Beruf und Streben nach religiöser Entschiedenheit und Aufrichtigkeit angeht, Ihrem Vorbilde zu folgen.“ Auch die Professoren in Kiel haben sich zu Baumgarten bekannt. Als Gegendemonstration gegen die Petition der 193 Pastoren haben sie Baumgarten zum Rector der Universität erwählt. Dazu bemerkt die „A. G. R.“: „Man wird sich darüber kaum wundern. Daß ein großer Theil der Professoren mit dem Glauben der Kirche zerfallen ist, weiß man ohnedies.“

F. B.

Der Ausgang des Burenkrieges. „Die Psalmenlänge“ — so lesen wir in einem Wechselblatt — „der wackeren Burenkrieger sind verhallt, ihre religiösen Schlachtlieder und Kampfgebete sind verstummt, wie ihre Commandorufe, wie ihre unfehlbaren Büchsen, denn es ist Friede geworden! Aber was für ein Friede! Das fromme, gottesfürchtige Völklein, das in unerschütterlichem Gottvertrauen seinen Bedrückern entgegentrat, das das Recht gewißlich auf seiner Seite hatte, mehr als je ein kriegführendes Volk, das Volk, in dem der Glaube, der Geist des Gebets so lebendig war, daß man zu Kriegsbeginn ausrufen konnte: Wenn es einen gerechten Gott im Him-

mel gibt, so muß diesem Volke der Sieg werden! — dieses Volk ist unterlegen, besiegt, halb vernichtet! Und wie ist es unterlegen? Heldenhast kämpfend, aber von aller Welt verlassen, verrathen, erdrückt von zwanzigfacher Uebermacht, betend, hoffend, glaubend!“ — Ungläubige Blätter und Spötter haben aus dieser Thatfache den Schluß gezogen, daß nicht das Recht, sondern die Gewalt siege, weil es eben keinen Gott gebe. Auch kirchliche Blätter haben gefragt: „Kann es einen gerechten Gott geben, der solches zuläßt, der ein Häuflein seiner Getreuen, das Tag und Nacht zu ihm schrie, in seiner Noth untergehen läßt in so grausamer Weise? Darf der Mammon über die Gottesfurcht triumphiren, sind alle Psalmen, alle Gebete umsonst gesungen, umsonst gebetet? Ist niemand über den Menschen, der sie hört und der Flehenden sich erbarmt?“ In den Theodiceen nun, zu welchen diese Fragen Anlaß gegeben, hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß Gott im Dunkeln wohnt und seine Wege nicht unsere Wege sind; daß er den ungerechten Sieger zu seiner Zeit schon finden werde; daß er auch die Buren gestraft habe für ihre an den Negern verübten Ungerechtigkeiten 2c. — An dem, was wir von den Gebeten der Buren und vielen Fürbitten für dieselben gelesen haben, ist uns der Mangel an Ergebung in Gottes Willen aufgefallen. Die politische Freiheit und nationale Unabhängigkeit ist zwar ein großes, aber immerhin ein irdisches Gut, um welches Christen bitten sollen mit der bekannten doppelten Bedingung: So du willst und es uns gut ist. Um die Freiheit der Buren wurde aber vielfach gebeten, als ob es sich dabei um die ewige Seligkeit selber handle, als ob das Eine, was den Buren noth, die Unabhängigkeit von England sei. Das ist aber ein gefährlicher Irrthum und zeugt von einem verweltlichten Christenthum. Auf diesen Irrthum hat Gott die Buren und die ganze Christenheit durch den Ausgang des Krieges in Südafrika nachdrücklich hingewiesen. Und auch das ist Theodicee genug. J. B.

„Babel und Bibel.“ Wie Friedrich Delitzsch in seinem (auch vor dem deutschen Kaiser gehaltenen) Vortrag über „Babel und Bibel“ seine Zuhörer hinter das Licht geführt hat, legt Ed. König also dar: „Der Vortrag gab eine weitläufige Ausführung über die babylonische Darstellung des Weltanfanges. Hörer und Leser mußten dabei unwillkürlich den Eindruck gewinnen, als wäre in diesem heilschriftlichen Schöpfungsepos eine höchst wichtige Auffassung des Weltanfanges gegeben. Aber wenn doch der Vortragende wenigstens die ersten sechs bis acht Zeilen von diesem babylonischen Texte angeführt hätte! Da würden Hörer und Leser eine Vorstellung von der wirklichen Beschaffenheit der Sache bekommen haben. Man höre Folgendes! ‚Als droben der Himmel‘ noch ‚nicht genannt ward, drunten die Feste‘, die Erde, ‚noch nicht geheißten, Apsu‘, der Ocean, ‚der allererste, der sie erzeugte, und die Urform Tiāmat, die sie alle gebären ließ, ihre Wasser zusammenmischten; . . . als von den Göttern‘ noch ‚nicht einer entstanden war, kein Namen genannt, kein Schicksal‘ bestimmt hatte, ‚da wurden die Götter gebildet, da entstanden‘ zuerst ‚Lachmu und Lachāmu.‘ Wären den Hörern des Vortrags diese Zeilen vorgelegt worden, dann hätten sie erkannt, daß die Babylonier nicht bloß der Vielgötterei huldigten, sondern die Götter sogar im Weltproceß entstehen ließen. Dann hätten sie selbst den Schluß gezogen, daß die Gottesvorstellung der Babylonier recht niedrig stand und keineswegs an die Gottesidee des Alten Testaments heranreichte. Nach ihm hat das göttliche Geistwesen vor der Materie existirt, den wunderreichen Weltplan entworfen und ihn auch aus freiem Antriebe zur Durchführung gebracht. Das Anhören von einigen Zeilen wirklichen Textes hätte die rühmenden Worte wirkungslos gemacht, die der Vortragende der babylonischen Schöpfungsdarstellung spendete. Das heilschriftliche Schöpfungsepos ist aber in der That mehrfach in ‚Babel und Bibel‘ gerühmt worden. So z. B. mit den Worten: ‚Es folgt eine herr-

Hg. S. 20

liche Scene.' Aber weggelassen hat der Vortragende unter anderem die Anrede Marduts an seinen Vater: 'Wenn' wirklich, ich als euer Rächer Tiāmat bewältigen soll und euch erretten, so schaart euch zusammen und macht hervorragend mein Schicksal', nämlich, 'wenn ihr in Upschuffinatu freudig zusammensitzt, möge, wenn mein Mund sich aufthut, ich an eurer Statt die Schicksale bestimmen! . . .' Also Mardut hat sich erst einen Lohn ausbedungen, ehe er den Kampf übernimmt. Und die anderen Götter? Nun, sie gaben ihm den Lohn erst dann, nachdem sie sich in der Freude über seine Bereitwilligkeit zum Kampfe einen Rausch angetrunken hatten. . So heißt es ausdrücklich: 'Der süße Most verkehrte ihren Sinn. Indem sie sich einen Rausch tranken, schwellen sie die Leiber. Sie wurden sehr müde, und sie bestimmten Mardut, ihrem Rächer, das Schicksal.' Nachdem sie ihm eine fürstliche Kammer hergerichtet, ließ er sich seinen Vätern gegenüber zur Königsherrschaft nieder, und sie sagten: 'Du bist nun der geehrteste unter den großen Göttern. . . .' Davon also steht nichts in Delitzsch', Babel und Bibel'. Dagegen führt er die unmythologische Art der alttestamentlichen Schöpfungsdarstellung auf die 'Mengstlichkeit' eines priesterlichen Erzählers' zurück. Denn wir lesen: 'Der priesterliche Gelehrte freilich, welcher Genesis 1 verfaßte, war ängstlich darauf bedacht, alle mythologischen Züge aus dieser Welterschöpfungserzählung zu entfernen.' Also, was dem Gesamtcharakter der alttestamentlichen Weltanschauung entspricht, die Erhabenheit des Schöpfergottes über das Mythologische, das wird der 'Mengstlichkeit' eines einzelnen Standes, wenn nicht gar einem einzelnen 'ängstlichen' Individuum zugeschrieben! Wenn wir nicht irren, steht irgendwo in einem preussischen Staatsdocument: „Die Wissenschaft und ihre Diener sind frei.“ Zur Freiheit zur „Wissenschaft“ gehört auch dies, daß sie Keilschriften deuten und verwenden kann, wie sie will. F. P.

Kurze Nachrichten. Seit Neujahr erscheint, von der New Orleanser Pastoralconferenz der Missouri-Synode herausgegeben, "The Southern Lutheran". Es ist ein Monatsblatt und kostet 25 Cents das Jahr. Das deutsche Localblatt "Evangelisch-Lutherische Blätter" erscheint aber nach wie vor. — Der "Lutheran" flagt: „Weshalb besteht die weltliche Presse darauf, statt 'General Council of the Evangelical Lutheran Church' so oder ähnlich zu drucken: 'general council of the evangelical Lutheran Church'?" Das ist die Strafe dafür, daß man sich unpassende Namen gibt. Das General Council ist gegenwärtig kein General Council der lutherischen Kirche, ist's nie gewesen und wird's auch wohl nie sein. — Sehr gut sagt der "Lutheran": „Viele reiche Leute scheinen dafür zu halten, daß die Welt nicht sowohl durch das Evangelium als durch menschliches Wissen gerettet werden müsse.“ Leider! ist diese falsche Meinung nicht auf die Reichen beschränkt, sondern Gemeingut einer aufgeblasenen Menschheit. — Das unirte „Magazin für Ev. Theologie und Kirche“ sagt in der Anzeige der Cremerschen Schrift „Gethsemane“: „Cremer's Hauptstärke ist seine, dem Schermesser vergleichbare, scharfe logische Denkweise und, verbunden mit ihr, eine unvergleichlich innig tiefe Gemüthsart. Mit der ersteren entfernt er alles Zerige, um dann mit der anderen an die positive Beantwortung der Frage heranzutreten: Was hat Jesus in Gethsemane bis an den Tod betriibt? die er so beantwortet, daß es die jetzt Wirklichkeit werdende Sünde der bewußten Verwerfung des Heilandes durch sein Volk ist, die ihn so niederdrückt.“ Wo steht etwas davon im Text? Nach dem Text trauert und jagt Christus Angesichts des über ihn ergebenden Todes, also weil er an Stelle der Menschen im Gericht Gottes steht, denn der Tod ist der Sünden Sold. So wird wohl Luther mit seiner Auslegung dieses Theils der Passionsgeschichte Prof. Cremer gegenüber Recht behalten. „Scharfe logische Denkweise“ und „eine unvergleichlich innig tiefe Gemüthsart“ vermögen nichts in der Theologie, wenn man vom Worte weicht. — Dasselbe

Blatt sagt: „Die Union tastet weder dem Menschen noch der Gemeinde ihr Bekenntniß an.“ Das ist insofern wahr, als die Union jedem sein „Bekenntniß“ lassen will. Nur drückt dabei die Union das „Bekenntniß“ auf das Niveau der menschlichen Meinung herab. — Selbst in politischen Blättern werden hin und wieder die Leute gelobt, welche nicht mit jedermann Kirchengemeinschaft halten wollen. So bezeugt man hin und wieder den Episkopalen Respekt, daß sie allen Nicht-Episkopalen die Kirchengemeinschaft verweigern. Das zeige „Charakter“ und „conservative Gesinnung“. Der Unionismus hat selbst in den Augen der Welt theilweise abgewirthschaftet. Man merkt, daß nichts dabei herauskommt. Aber ein Christ soll auch in diesem Stück nicht mit der Welt urtheilen. Er darf nicht aus der „conservativen Gesinnung“ an sich eine christliche Tugend machen. Die Episkopalen verweigern andern die Kirchengemeinschaft auf Grund eines Irrthums, nämlich auf Grund ihres Irrthums von der „apostolischen Succession“, gerade wie die Papisten auf Grund des satanischen Irrthums von der göttlichen Stiftung des Papstthums Nicht-Katholiken die Kirchengemeinschaft verweigern. Kurz, „conservative Gesinnung“ ist gut, wenn sie an der Wahrheit festhält. „Conservative Gesinnung“ aber ist gesteigertes Unrecht, wenn sie hartnäckig die Lüge geltend macht. — Die „Presbyterian and Reformed Review“, welche dreizehn Jahre lang von Prof. B. B. Warfield in Princeton redigirt wurde, erscheint von Neujahr ab unter dem Titel: „The Princeton Theological Review.“ An Stelle Dr. Warfields übernimmt die ganze Facultät des Princeton-Seminars die Redaction. Warfield hielt streng die Inspiration der heiligen Schrift fest. Ob seine Collegen dieselbe Stellung einnehmen, wird sich nun in der „Princeton Theological Review“ zeigen. — Präsident Eliot von Harvard sagte in einem vor Methodistenpredigern gehaltenen Vortrage, daß die protestantischen Kirchengemeinschaften an zwei Fehlern litten. Die einen räumten dem Verstande, die andern dem Gefühl zu viel ein. Daran knüpfen sich nun in kirchlichen Blättern Verhandlungen über den Procentsatz, in welchem Verstand und Gefühl in einer Predigt verbunden sein sollten. Um die rechte Mischung zu finden, weist man auf die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff im Wasser hin. Wir fürchten, daß bei all diesen Berechnungen für die Predigt nichts als — Wasser herauskommt. Wenn der Prediger die homiletische Grundregel befolgt: *εἰ τις λαλεῖ, ὡς λόγον θεοῦ*, 1 Petr. 4, 11., so ergibt sich die rechte Mischung von Verstand und Gefühl ganz von selbst. — Die „Lutheran World“ gibt die Zahl der lizensirten Trinkhäuser in den großen Städten der Vereinigten Staaten an und sagt in einem angehängten Commentar: „Boston, mit einer viel größeren Bevölkerung als Cleveland, hat nur ungefähr halb so viele Trinkhäuser.“ Das ist sicherlich ein Vorzug, den Boston in bürgerlicher Beziehung vor Cleveland hat. Trinkhäuser, wie sie hierzulande geführt werden, sind sicherlich ein Fluch für das Land in bürgerlicher Hinsicht. Aber Boston ist in anderer Beziehung ein größerer Fluch für unser Land als viele Städte zusammen genommen. Das ist die unitarische „Boston Literature“, welche namentlich in der Form von Jugendschriften unser Land überschwemmt. Vor einigen Jahren klagte ein Präsident eines östlichen „College“ dem Unterzeichneten, daß die in der Anstalt verbreitete Bostoner unitarische Jugendliteratur ihm die christliche Erziehung in der Anstalt fast unmöglich mache. — Der „Alte Glaube“ berichtet: „Professor D. Julius Kaftan in Berlin rückt immer weiter von seinem berühmten Facultätsgenossen Harnack ab. Seine jüngste Abhandlung über das ‚Wesen des Christenthums‘, der wir in der Monatschrift ‚Deutschland‘ begegnen, liefert einen neuen Beleg für die schon länger bekannte Thatsache. Hier spricht er sich sehr energisch dafür aus, daß der Glaube an Jesus Christus zum Wesen und nicht zur Schale des Christenthums gehöre. Wir heben nur den Schlußsatz hervor: ‚Wie es kein

Christenthum gibt ohne den Glauben an den persönlichen Gott, so auch nicht ohne den Glauben an Jesus Christus: Glaube in dem Vollsinn genommen, daß, was Object des Glaubens ist, mit Gott zusammengehört und nicht von dieser Welt ist. „Daß Raftan wirklich wesentlich von Harnack „abrußt“, können wir erst dann glauben, wenn er seine Suche nach dem „neuen Dogma“ aufgegeben hat und unzweideutig Christi ewige Gottheit und Christi stellvertretendes Erlösungswerk bekennt. — Der „Alte Glaube“ (Leipzig, den 26. December 1902) bringt manches, das mit dem alten Glauben nicht übereinstimmt. Er sagt z. B.: „In der geschichtlichen Person Jesus Christus ist das vorweltliche ‚Wort‘ Fleisch geworden. Das Daß ist von der Schrift klar bezeugt. Das Wie wird immer ein heiliges Geheimniß bleiben. Die Möglichkeit aber liegt darin, daß der zeitlich gewordene Mensch für die Ewigkeit und Gottesgemeinschaft angelegt ist. Gott ist seiner Schöpfung immanent. Der Mensch ist nach seinem Bilde von ihm und für ihn geschaffen. So muß der Mensch in seiner Wahrheit auch fähig sein, das ewige ‚Wort‘ in sich zu fassen, dessen Menschwerdung wohl von Anfang in Gottes Plane lag.“ Was hier über die „Möglichkeit“ der Menschwerdung des Sohnes Gottes gesagt ist, sind werthlose und zum Theil in die Irre führende Menschengedanken. Die Thatsache der Menschwerdung genügt ja auch vollständig. Aber man ist heutzutage so auf das Rationalisiren veressen, daß man es sich nicht versagen kann, Gott und der Kirche „Möglichkeiten“ vorzudemonstrieren und die Wunder, inclusive des „kündlich großen Geheimnisses“, nachträglich zu erklären. — Vom deutschen Colonialcongreß berichtet das „Sächsisches Kirchen- und Schulblatt“: „Als interessant sei ein Zwiegespräch zwischen einem sächsischen Geistlichen und dem Vertreter der St. Benedictiner Missionsgenossenschaft erwähnt. Letzterer fragte: „Haben diese Herren von Ihnen, die hier sind, und überhaupt Ihre Missionsgesellschaften das positive Christenthum?“ Der evangelische Pastor: „Was verstehen Sie darunter?“ Doch wohl den Glauben an den ewigen, eingeborenen Gottesohn?“ Benedictiner: „Janohl.“ Pastor: „Das kann ich von allen versichern, soweit ich sie kenne, mit Ausnahme des nächsten Vortragenden“ (das war D. Kind, Vorsitzender des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins). Der Benedictiner war von dieser Auskunft sichtlich befriedigt, sich mit fast allen von uns an diesem Grunddogma eins zu wissen; wie er selbst von sich und den Seinen und auch von uns sagte: Wir müssen ‚Christum‘ predigen.“ Die Römischen predigen aber gar nicht „Christum“ im Sinne der Schrift. Christum predigen heißt Christi Verdienst, mit Ausschluß der Werke des Menschen, als Grund der Seligkeit predigen. Das thun die Römischen nicht. Darum darf man ihnen auch nicht zugestehen, daß sie „Christum“ predigen, nach 1 Cor. 2, 2. 2c. — Dem Bonner Stifftsinspector Weinel, der in Vorträgen Christi Gottessohnschaft, Wunder, Auferstehung, stellvertretendes Versöhnungswerk geleugnet hat, gibt der „Reichsbote“ den Rath, in die philosophische Facultät übergehen zu wollen. Dieser Rath hat doch nur Sinn unter der Voraussetzung, daß man die philosophische Facultät zu einem „dumping ground“ von Narren machen will. Wenn wir ein Glied der philosophischen Facultät wären, würden wir uns einen solchen Zuwachs energisch verbitten. Aber vielleicht darf man das drüben nicht. — Von einem juristischen Mitgliede des hannoverschen Consistoriums berichtet die „Ev. Kirchzeitung“ das Dictum: „Unsere Pastöre (!) sollen noch so zahm werden, daß sie aus der Hand fressen.“ Das sind sie schon, wenn sie dabei auch hin und wieder Töne des Mißbehagens von sich geben.

F. B.